



Koordinationsstelle für Geschlechterstudien,
Frauenforschung und Frauenförderung

KARL-FRANZENS-UNIVERSITÄT GRAZ
UNIVERSITY OF GRAZ



Work-Life-Balance in der Wissenschaft

Schwerpunktprogramm WLB-KFU

Bericht des qualitativen Teilprojekts

Tanja Paulitz¹, Melanie Goisau², Sarah Zapusek³

unter Mitarbeit von Susanne Kink⁴

Graz, Januar 2014

1 Institut für Soziologie, KFU / Professur für Soziologie mit Schwerpunkt Gender und Technik, RWTH Aachen

2 Koordinationsstelle für Geschlechterstudien, Frauenforschung und Frauenförderung, KFU

3 Koordinationsstelle für Geschlechterstudien, Frauenforschung und Frauenförderung, KFU

4 Institut für Soziologie, KFU

Inhalt

Danksagung	4
1. Executive Summary	5
2. Einleitung und Situierung des Teilprojekts.....	8
3. Forschungsinteresse.....	9
3.1. Von <i>Vereinbarkeit</i> zu <i>Work-Life-Balance</i> : Ansätze der Arbeits-, Geschlechter- und Wissenschaftssoziologie.....	9
3.2. Forschungsfrage	11
4. Theoretischer Rahmen: Praktiken der Work-Life-Balance im Feld der Wissenschaft	11
4.1. Blick auf soziale Praktiken	12
4.2. Das soziale Feld der Wissenschaft.....	13
4.3. Geschlechtersoziologische Perspektive	14
5. Forschungsdesign	14
5.1. Erhebung	14
5.2. Sample.....	15
5.3. Datenanalyse.....	15
6. Ergebnisse.....	16
6.1. „Leben für die Wissenschaft“	16
6.1.1. Zeit(verfügbarkeit) und Engagement	17
6.1.2. Leidenschaft und Spaß	19
6.1.3. „die Wissenschaft vorantreiben“	19
6.1.4. Leerstelle Leben?.....	21
6.2. Ausdifferenzierung des Arbeitsbegriffs.....	23
6.2.1. „Richtige“ Arbeit.....	24
6.2.2. Arbeit.....	25
6.2.3. Nicht-Arbeit	26
6.2.4. Emotionale Belastungen im Kontext von WLB.....	27
6.3. Präsent-Sein als zentrale Anforderung im wissenschaftlichen Feld.....	28
6.3.1. Dimension des wissenschaftlichen Lebenslaufes.....	28
6.3.2. Dimension der scientific community.....	29
6.3.3. Dimension der „alltäglichen“ wissenschaftlichen Arbeit	29
6.4. Unvereinbarkeitsdiskurs im wissenschaftlichen Feld.....	31
6.4.1. Brüche zwischen der Darstellung der Unvereinbarkeit von Kind(ern) und Wissenschaft und erzählten Alltagsbeispielen der Vereinbarung.....	31
6.4.2. Elemente des Unvereinbarkeitsdiskurses	32

6.4.3.	Praktiken der Kompensationspräsenz.....	35
6.4.4.	Vereinbarkeitsdarstellungen	36
7.	Resümee.....	38
8.	Ausblick.....	40
9.	Literatur	41

Danksagung

Die Arbeit an den in diesem Papier präsentierten Projektergebnissen über Work-Life-Balance in der Wissenschaft verdankt sich dem glücklichen Umstand einer Einbindung in ein größeres strategisches Vorhaben der Karl-Franzens Universität Graz. Die Arbeit an diesem Teilprojekt wurde von der Gesamtprojektleiterin, Dr.ⁱⁿ Barbara Hey, MBA, und der Koordinationsstelle für Geschlechterstudien, Frauenforschung und Frauenförderung in nicht zu überschätzender Weise kontinuierlich unterstützt und mit größtem Interesse inhaltlich begleitet. Ihr gebührt der größte Dank, gerade auch für ihren persönlichen Einsatz zum Gelingen des Vorhabens. Ebenso sind wir dem größeren, interdisziplinären Projektbeirat des Gesamtvorhabens zu großem Dank verpflichtet. Ihm gehören die Vizerektorin für Personal, Personalentwicklung und Gleichstellung Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Renate Dworzak ebenso an wie eine Reihe weiterer Mitglieder der Karl-Franzens Universität: Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Renate Ortlieb, Institut für Personalpolitik; Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Margareta Kreimer, Institut für Volkswirtschaftslehre; Ao. Univ.-Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Katharina Scherke, Institut für Soziologie; Evangeline Adler-Klausner, Bakk.^a, Koordinationsstelle für Geschlechterstudien, Frauenforschung und Frauenförderung; Mag.^a Kirstin Eckstein, Lehr- und Studienservices; Univ.-Prof. Dr. Konrad Wolfgang Kallus, Institut für Psychologie; Mag. Stefan Kastl, Personalentwicklung und Mag.^a Julia Spiegl, unikid und unicare. Die anregende Diskussion an verschiedenen entscheidenden Zwischenetappen des Teilprojekts und die kenntnisreichen Anregungen haben uns sehr unterstützt. Die umfangreichen Arbeiten für die Transkription der Interviews wurden von Constanze Geyer, Armin Ziegler und Carola Angerer in äußerst sorgfältiger und termintreuer Weise erledigt, wofür wir uns an dieser Stelle herzlich bedanken. Ebenso gebührt dem Institut für Soziologie und dem Centrum für Sozialforschung (CSR) der Karl-Franzens Universität unser Dank für die Gastfreundschaft, die es uns erlaubte, die Räumlichkeiten und den fachlichen Kontext für die Dauer des Projekts zu nutzen.

1. Executive Summary

Work-Life-Balance (WLB) zielt auf ein ausgeglichenes Verhältnis von (Erwerbs-)Arbeit und anderen Lebensbereichen. Das Forschungsinteresse des qualitativen Teilprojektes im Schwerpunktprogramm „WLB-KFU“ an der Karl-Franzens Universität Graz richtete sich insbesondere auf die Frage, welche Vorstellungen Wissenschaftler_innen an der KFU von WLB im Wissenschaftsbereich haben, wie sie die Verbindung von wissenschaftlicher Arbeit mit anderen Lebensbereichen gestalten und welche Hindernisse ihnen begegnen. Mit einem offen qualitativen methodischen Zugang wurden somit insbesondere die wissenschaftsspezifischen Dimensionen von WLB beleuchtet. Die empirische Grundlage der Studie bilden 44 problemzentrierte Interviews mit Wissenschaftler_innen der KFU, die offen interpretativ sowie inhaltsanalytisch ausgewertet wurden.

1. Die das gesamte Verhältnis zwischen Arbeit und Leben organisierende Grundorientierung lässt sich im Leitbild vom „Leben für die Wissenschaft“ auf den Punkt bringen. Diesem Leitbild zufolge sind Arbeit und Leben prinzipiell nicht als streng getrennte Sphären zu betrachten. Insofern steht das Leitbild selbst in einem klaren Widerspruch zu klassischen WLB-Konzepten. Die Verbindung (manchmal auch nahtlose Verschmelzung) beider Sphären ist somit in der Wissenschaft nicht das vorrangige Problem, sondern wird von Wissenschaftler_innen gerade als eine wesentliche Voraussetzung für wissenschaftlichen Erfolg betrachtet. Mit diesem Leitbild ist die Normvorstellung verbunden, Wissenschaft sei der wesentliche Lebensinhalt und besitze gegenüber anderen Lebensbereichen absolute Priorität. Wissenschaft wird folglich zum Leben selbst; andere Lebensbereiche bleiben weitgehend eine „Leerstelle“; sofern sie eine Rolle spielen, erhalten sie nur dann Bedeutung, wenn sie dieses „Leben für die Wissenschaft“ unterstützen.
2. Die eigene Tätigkeit wird von den Wissenschaftler_innen in stark differenzierter Form thematisiert; d.h. Arbeit ist nicht gleich Arbeit: Das Gütekriterium „richtige Arbeit“ ist dem Tätigkeitsbereich der Forschung vorbehalten. Wenn vom „Leben für die Wissenschaft“ die Rede ist, so haben die Befragten im Wesentlichen jenen Bereich „richtiger“ Arbeit im Blick. Davon unterscheiden die Wissenschaftler_innen den Bereich „Arbeit“, der vor allem administrative Tätigkeiten und Lehre umfasst und eher im Sinne klassischer Erwerbstätigkeit verstanden wird. Die Befragten schildern eine Konkurrenz von „richtiger Arbeit“ und „Arbeit“, wobei letztere der vollen Konzentration auf Ersterer im Weg stehe. Ebenfalls davon unterschieden wird außerdem der Bereich der „Nicht-Arbeit“, mit dem die Sphäre der restlichen außeruniversitären Lebensbereiche gemeint ist. Wie die gewählte Bezeichnung verdeutlicht, gerät diese zur Restkategorie oder kommt nur in der Negation in den Blick. Auffallend ist, dass die Überzeugung, ein „Leben für die Wissenschaft“ zahle sich am Ende aus, mit der steigenden Prekarisierung wissenschaftlicher Arbeitsbedingungen brüchig wird. In diesem Kontext werden bedingt durch Planungsunsicherheit und unklaren Perspektiven besonders negative Effekte für WLB thematisiert.
3. „Richtige Arbeit“ ist mit der zentralen Anforderung verbunden, im wissenschaftlichen Feld präsent zu sein. Anwesenheit, Kontakt zur Arbeitsgruppe, aber auch Publikationen und ein lückenloser CV werden dahingehend als Lebenszeichen gedeutet, wohingegen Diskontinuität zur „Totzeit“ erklärt wird. Präsenz-Zeigen erscheint den Wissenschaftler_innen als notwendige Alltagspraxis, in der es darum geht, durch vielfältige, teilweise auch technisch gestützte Formen, wahrnehmbar zu werden. Die Anforderung der Präsenz ist hochgradig ambivalent. Einerseits „untersagt“ das Leitbild Abwesenheiten und Lücken, indem diese metaphorisch mit dem (wissenschaftlichen) „Tod“ assoziiert werden. Partielle Abwesenheiten vom Institut zum Beispiel müssen durch Praktiken der Herstellung von Präsenz bewältigt werden. Diese Möglichkeit der Kom-

pensation von partieller Abwesenheit durch andere Formen, Präsenz zu zeigen, eröffnet einerseits Gestaltungsspielräume. Andererseits wird dabei die Anforderung nach lückenloser Präsenz nicht grundsätzlich in Frage gestellt, sondern erneut bestätigt.

4. Die Wissenschaftler_innen problematisieren angesichts dieses Anspruchs, ausschließlich für die Wissenschaft zu leben, ausdrücklich die Vereinbarkeit von Wissenschaft mit Familienleben und Kindererziehung. Dieses Problem wird indessen nur im Hinblick auf Frauen thematisiert. Einzig an dieser Stelle bringen die Befragten Geschlecht explizit als relevanten Faktor ins Spiel. In ihren Darstellungen werden Wissenschaftlerinnen als Frauen mit potenziellem Vereinbarkeitsproblem exponiert und so zu potenziellen Müttern gemacht. Das Verhältnis von Frau und Wissenschaft kommt so als vorprogrammierte Krise in den Blick. Um dem zu begegnen, praktizieren Frauen kompensatorische Präsenz-Performance und senden verstärkt „Lebenszeichen“ permanenter Erreichbarkeit aus.

Aus der qualitativen Befragung können somit zunächst folgende Zielrichtungen für mögliche Interventionsmaßnahmen abgeleitet werden:

1. Zunächst einmal wird in den Interviews unmittelbar der Wunsch nach mehr und nach besser angepassten Kinderbetreuungsangeboten deutlich artikuliert. Kinderbetreuungsangebote sollten etwa auch in zeitlicher Hinsicht den Anforderungen des Wissenschaftsbetriebs besser entgegenkommen.
2. Darüber hinaus sind insbesondere bewusstseinsbildende und damit die Organisationskultur verändernde Maßnahmen auf universitärer, Instituts- und individueller Ebene erforderlich. Sie sollten zum einen darauf zielen, das vorherrschende Leitbild aufzuweichen und so ein breiteres Repertoire an denk- und formulierbaren Lebensformen für die Wissenschaft anzubieten. Dabei geht es perspektivisch darum, das „Leben für die Wissenschaft“ als eine spezifische, prinzipiell *integrierte* Lebensform zu konzipieren, die eine breitere Palette an Lebensbereichen umfasst, die alle für sich gesehen eine Berechtigung erhalten, und die alle einen gewissen Raum beanspruchen können. Dazu gehört auch, Lebensbereiche *außerhalb* der Wissenschaft als Teil des integrierten „Lebens für die Wissenschaft“ zu betrachten. Zum anderen sollten sie das Ziel verfolgen, Einbußen an intrinsischer Motivation, sich in der Wissenschaft zu engagieren, insbesondere bei jüngeren Wissenschaftler_innen aufgrund ungesicherter Erwerbsbedingungen abzuwenden. Für die Wissenschaft deutet sich hier ein ernst zu nehmendes Nachwuchsproblem an, dem (zumindest) auf der Ebene der Organisationskultur zu begegnen wäre.
3. Geboten ist außerdem, die im Leitbild angelegte Anforderung nach lückenloser Präsenz als Gütekriterium für den wissenschaftlichen Lebenslauf wie für den wissenschaftlichen Alltag kritisch zu beleuchten. Als wichtiges Element einer Veränderung des Leitbildes zeichnet sich ab, Zeiten (und ggf. Orte) der *Unverfügbarkeit* – sei es für Forschung, sei es für Erholung/Reproduktion, für persönliche Auszeiten oder Verpflichtungen – als für alle Menschen notwendiges und in Teilen auch hochgradig produktives Element eines „Lebens für die Wissenschaft“ neu zu betrachten bzw. als wünschenswert zu etablieren.
4. Zusätzlich besteht – spezifisch im Hinblick auf das Thema Chancengleichheit – dringender Bedarf, die Verkürzung von Fragen der Kindererziehung zu einem „Frauenthema“ zu verändern, um hier unhinterfragte genderbezogene Barrieren in den Leitbildern der Wissenschaft abzubauen. Insbesondere die durch „Herbeireden“ vorweggenommene Vereinbarkeitsproblematik unabhängig von tatsächlicher Familiengründung oder tatsächlicher Vereinbarkeitsprobleme, bedeutet einen inakzeptablen Wettbewerbsnachteil für angehende Wissenschaft-

lerinnen und widerspricht dem Grundsatz der Gleichbehandlung. Einer korrigierenden Intervention ginge es darum, vorhandene und gelebte Möglichkeiten von Vereinbarkeit im Sinne von Good-Practice-Beispielen (in allen Statusgruppen aber insbesondere auch auf der Ebene der Professor_innen) sichtbar werden zu lassen. Konkrete Maßnahmen sollten darauf abzielen, das Übernehmen von Sorgearbeit aus der nur Frauen zugeschriebenen „Problemzone“ heraus zu holen und es als selbstverständlichen Bestandteil der Lebensführung vieler Wissenschaftler_innen zu normalisieren.

2. Einleitung und Situierung des Teilprojekts

Unter dem Begriff der *Work-Life-Balance (WLB)* werden theoretische Ansätze, betriebliche Programme sowie individuelle Praktiken versammelt, die das Verhältnis von Arbeit und privater Lebensführung in den Blick nehmen. Gezielte Maßnahmen zu ergreifen, die Mitarbeiter_innen dabei unterstützen, die verschiedenen Arbeits- und Lebensbereiche in Einklang zu bringen, ist mittlerweile auch zum Interesse wissenschaftlicher Institutionen geworden. Für qualifizierte Mitarbeiter_innen soll dadurch das Möglichkeitsspektrum, wissenschaftliche Arbeitspraxis und weitere Lebensbereiche zu verbinden, erweitert werden.

Mit dem vom Rektorat der Karl-Franzens-Universität Graz finanzierten strategischen Projekt „WLB KFU – Schwerpunktprogramm Work-Life-Balance“, das von Dr.ⁱⁿ Barbara Hey, MBA geleitet wird, wird ein ausgewogenes Verhältnis von Arbeit und Leben im universitären Kontext thematisiert. Ziel des Projektes ist es dabei, ein *universitätsspezifisches Konzept* von WLB zu erarbeiten.

Dazu wurde im ersten Jahr der Projektlaufzeit (seit Ende 2012) die Situation der wissenschaftlich Angestellten an der Karl-Franzens-Universität Graz in einer *wissenschaftlichen Analysephase* in den Blick genommen. Im zweiten Jahr des Projekts (2014) werden auf Basis der Ergebnisse der Analysephase konkrete Maßnahmen und Konzepte entwickelt. Die wissenschaftliche Analyse der „Ist-Situation“ in der ersten Projektphase war in folgende zwei Forschungsstränge gegliedert:

In einem Forschungsstrang unter der Leitung von Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Renate Ortlieb, an dem Mag.^a Silvana Weiss, Jennifer Golob, Bakk.^a und Thomas Wendler, Bakk. mitgearbeitet haben, wurde mittels Fragebogenerhebung die Situation der Angestellten mit quantitativen Forschungsmethoden ermittelt.

Der zweite, qualitative Forschungsstrang, dessen Endbericht hier vorliegt, wurde von Prof.ⁱⁿ Dr.ⁱⁿ Tanja Paulitz geleitet; das Projektteam bestand aus Susanne Kink, M.A. (November 2012 bis April 2013), Mag.^a Melanie Goisaufer (April 2013 bis Dezember 2013) und Sarah Zapusek, Bakk.^a (November 2012 bis November 2013). Das Forschungsinteresse des Teilprojekts galt der Frage, wie Wissenschaftler_innen der Universität Graz ihre WLB im Rahmen der Anforderungen des wissenschaftlichen Feldes gestalten. Die Studie verortet sich damit an der Schnittstelle von Arbeits-, Geschlechter- und Wissenschaftssoziologie. Im Rahmen dieses Projekts wurden 44 qualitative Interviews mit wissenschaftlichen Bediensteten der Karl-Franzens-Universität Graz durchgeführt.

Im hier vorliegenden Abschlussbericht des qualitativen Teilprojektes gehen wir zuerst auf den für unsere Studie relevanten Forschungsstand (Abschnitt 3) ein. In den darauffolgenden beiden Kapiteln beschreiben wir die unserer Untersuchung zugrundeliegenden theoretischen Zugangs- (Abschnitt 4) und methodischen Vorgehensweisen (Abschnitt 5). Daran anschließend stellen wir die zentralen Ergebnisse der Studie dar (Abschnitt 6), die wir im abschließenden Resümee (Abschnitt 7) an unsere theoretischen Zugangsweisen rückbinden. Abgerundet wird der Bericht durch einen Ausblick auf die an diese Studie anknüpfende Forschungsfragen (Abschnitt 8).

3. Forschungsinteresse

3.1. Von *Vereinbarkeit* zu *Work-Life-Balance*: Ansätze der Arbeits-, Geschlechter- und Wissenschaftssoziologie

WLB entwickelte sich in den letzten Jahren zu einem prominenten Begriff: Sowohl auf organisationaler und betrieblicher, als auch auf medialer, wie auch auf wissenschaftlicher Ebene wurde das in dieser Formel gefasste Verhältnis von Erwerbsarbeit und Privatleben zum Gegenstand von Forschung, Programmen und Maßnahmen (für einen Überblick siehe Oechsle 2010).

Mit der Verbreitung von WLB-Ansätzen⁵ wurden vor allem jene Zugänge abgelöst, deren Fokus auf *Vereinbarkeit von Arbeit und Familie* lag (vgl. Oechsle 2007, 2010). Der Gegenpol von Arbeit sollte aufgrund immer stärker ausdifferenzierter Lebensformen durch einen breiteren Begriff von Leben erweitert werden (vgl. Oechsle 2007: 130), denn „[d]ie Frage nach der Vereinbarkeit von beruflichem Engagement und Privatleben umfasst einen vielfältigen, verschiedenste Facetten umfassenden Lebensalltag, der mannigfaltigste Lebensentwürfe bedeutet.“ (Buchmayr 2006: 51).

Dass Arbeit und Leben überhaupt erst zu zwei zu vereinbarenden Bereichen werden konnten, ist auf die historische Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Teilbereiche zurückzuführen: konkret geht es dabei um die Trennung von Arbeit bzw. Produktion einerseits und Privatsphäre bzw. Reproduktion andererseits. Mit der Entwicklung des Kapitalismus und dem Aufkommen der Industriegesellschaft löst sich die im „ganzen Haus“ untergebrachte Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft allmählich immer mehr auf und die räumliche Trennung von Lohnarbeit und Reproduktion wird die dominante Form der Organisation gesellschaftlicher Arbeit (überblickshaft Jürgens 2010: 486; genauer z.B. Klingner 2013).

Die *Arbeitssoziologie* hat sich, dieser Trennung folgend, überwiegend mit dem Bereich der außerhäuslichen Erwerbsarbeit beschäftigt. Erst vor dem Hintergrund aktueller gesellschaftlicher Veränderungen, die in sozialwissenschaftlichen Gegenwartsdiagnosen beispielsweise mit den Phänomenen *Prekarisierung*, *Flexibilisierung*, *Globalisierung* etc. beschrieben werden und mit der steigenden Verbreitung von Informations- und Kommunikationstechnologien (für einen Überblick siehe Schmiede und Schilcher 2010: 19–27), wurde diese Trennung als zunehmend brüchig neu befragt. Es entstanden in den letzten Jahren in der Arbeits- und Industriesoziologie daher neue Sichtweisen zum Verhältnis von Arbeit und Leben, die diesen Veränderungsprozessen Rechnung tragen sollen. So wird etwa in der Diskussion über die zunehmende *Subjektivierung* von Arbeit u.a. darauf hingewiesen, dass „die Verantwortung für die Gestaltung von Arbeit und Leben auf die Subjekte [verlagert wird]“ (Lohr 2003: 524) und nicht mehr einfach strukturell festgelegt ist. Einen anderen Fokus der Diskussion bildet die zunehmend beobachtbare *Entgrenzung* von Arbeit und Leben, eine Entwicklung in der die Sphäregrenzen zunehmend unscharf geworden seien (vgl. Voß 2007: 101, für eine geschlechterkritische Diskussion vgl. auch Janczyk 2009). Damit wird darauf hingewiesen, dass die bis dahin als getrennt behandelten Sphären von Beruf und Privatheit zunehmend untrennbar (gemacht) werden (siehe dazu z.B. Kratzer und Sauer 2007). Mit Karin Gottschall und G. Günter Voß gefragt: „Ist die Bearbeitung von E-mails im Biergarten Arbeit oder schon Freizeit? ...[Sind] halbberufliche Aktivitäten aller Art im privaten Umfeld – schon Arbeit oder privates „Vergnügen“?“ (2005: 20). Dennoch bleibt

⁵ Verwandte Begriffe sind etwa „familienfreundliche Personalpolitik“ bzw. „work-family-conflict“ oder „work life integration“. Obwohl diese begrifflichen Ausdifferenzierungen auf eine uneinheitliche Definition und Verwendung der Ansätze verweisen, teilen sie den Fokus auf ein ausgeglichenes Verhältnis von Arbeit und Privatleben (Oechsle 2010: 234–235).

auch in der Frage nach der Entgrenzung die grundsätzliche Annahme von der dichotomen Unterscheidbarkeit von Erwerb und Privatheit weitgehend ungebrochen.

Während der *mainstream* der Arbeitssoziologie der Kategorie Geschlecht keine oder nur marginale Beachtung schenkte, standen traditionell Lohnarbeit und in jüngerer Zeit auch diverse Formen der Erwerbsarbeit in der nachindustriellen Gesellschaft im Mittelpunkt. Dieser *mainstream* setzte folglich zumeist in androzentristischer Weise unhinterfragt das Modell des „männlichen Alleinernährers“ dominant. In der soziologischen *Geschlechterforschung* hatte das Thema Arbeit von Beginn an einen hohen Stellenwert (vgl. Aulenbacher 2010: 141; exemplarisch für die geschlechtersoziologische Beschäftigung mit dem Thema Arbeit: Wetterer 2002; Brück/Kahlert/Krüll u.a. 1997: 97ff.). Die Frauenforschung setzte bereits in den 1970er und -80er Jahren mit einer Kritik am androzentristischen, auf die Sphäre der Produktion verkürzten Arbeitsbegriff an (vgl. Aulenbacher 2010: 142): Sie analysierte die geschlechtlichen Zuweisungsmuster, die mit der historischen Trennung von Erwerbs- und Privatsphäre verbunden waren und die Frauen die ausschließliche Zuständigkeit für Letztere zuschrieb, während sie Männer als vorzügliche Akteure der Ersteren privilegierte (vgl. Hausen 1976; Beer 1990). Insbesondere mit dem von Regina Becker-Schmidt in den 1980er-Jahren formulierten Theorem der „doppelten Vergesellschaftung“ (Becker-Schmidt 2010) wurde darauf aufmerksam gemacht, dass Frauen in zwei Sphären – Produktion und Reproduktion – zu Gesellschaftsmitgliedern werden. Zum einen wirkt traditionell der Bereich der Reproduktion und Familie als zentraler Bezugspunkt für Frauen, zum anderen werden Frauen, wie etwa die von Becker-Schmidt untersuchten Industriearbeiterinnen, auch in spezifischer Weise im Bereich der Produktion vergesellschaftet. Die Autorin weist darauf hin, dass die Lösung der damit entstehenden gesellschaftlichen Widersprüche, nämlich die Vereinbarung von reproduktiven und produktiven Tätigkeitsbereichen, an die Frauen individuell delegiert würde. Das Vereinbarkeitsproblem zwischen Erwerbsarbeit und Reproduktion als „Frauenproblem“ zu individualisieren gehe damit an der strukturellen Verfasstheit des Problems vorbei, die es erfordere, Geschlecht als Strukturkategorie gesellschaftlicher Verhältnisse zu betrachten (vgl. Brück/Kahlert/Krüll u.a. 1997: 66f.).

In den letzten Jahren wird das Verhältnis von Arbeit und Leben verstärkt unter Bezugnahme auf das Konzept WLB diskutiert. Neben der mit diesem Konzept verbundenen o.g. Öffnung der Perspektive auf unterschiedliche Lebensbereiche und -realitäten (vgl. Oechsle 2010: 235), wird mit einer „diskursive[n] Verschiebung von Vereinbarkeit zu WLB“ (Oechsle 2007: 130) der Fokus von Vereinbarkeit als „Frauenthema“ zur Frage der Integration unterschiedlicher Lebenssphären *für alle* erweitert und ihr so die einseitige geschlechtliche Konnotation genommen (vgl. Oechsle 2007: 131).

Allerdings existieren für den uns interessierenden Bereich der *Wissenschaft* nur vergleichsweise wenige Studien, die das Thema WLB in diesem Kontext in den Blick nehmen (Ausnahmen sind hier die Beiträge in Buchmayr und Neissl 2006; sowie Dressel und Langreiter 2002, 2008). WLB ist somit primär ein auf den Bereich der Erwerbsarbeit enggeführtes Konzept. Erste Befunde hinsichtlich der Wissenschaft legen etwa Dressel/Langreiter vor. Sie skizzieren auf der Grundlage ihrer empirischen Untersuchungen das Verhältnis von Arbeit und Leben in der Wissenschaft als eines, in dem (zumindest in der Darstellungsweisen von Wissenschaftler_innen) jedwede Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit nicht nur aufgehoben sind, sondern die wissenschaftliche Arbeit weit in die „Freizeit“ hineinreicht. In diesem Zusammenhang verweisen sie auf Konflikte, die Frauen in Bezug auf Vereinbarkeit von Wissenschaft und Familie begegnen (Dressel und Langreiter 2002, 2008). Mit der Vorstellung von Wissenschaft als etwas, das nicht mit Erwerbsarbeit gleichzusetzen ist, ist ein zentrales Idealbild angesprochen: Mit dem Titel „Wissenschaft als Lebensform“ bringt es Jürgen Mittelstraß (1982) auf den Punkt. Und auch aktuelle Studien verdeutlichen das in der Wissenschaft vorherrschende Idealbild

„einer WissenschaftlerInnenpersönlichkeit, die so vollkommen von ihrem Gegenstand absorbiert ist, dass sie kein anderes Leben als das der Forschung mehr kennt.“ (Beaufaÿs 2006: 12).

Die Beschreibungen dieses Leitbilds lassen bereits vermuten, dass das Konzept der WLB nicht einfach nahtlos auf den Bereich der Wissenschaft übertragbar ist. Vielversprechender scheint es, die spezifischen Regeln und Anforderungen der Wissenschaft in Bezug auf das Verhältnis von Arbeit und Leben aus einer geschlechtersoziologischen Perspektive in den Blick zu nehmen. Analytisch anschlussfähig sind hierfür wissenschaftssoziologische Zugangsweisen im Anschluss an Pierre Bourdieu, wie sie vor allem von Beate Kraus, Stefanie Engler und Sandra Beaufaÿs (Beaufaÿs und Kraus 2005; Beaufaÿs 2006; Engler 2000; Kraus 2000, 2010) profiliert wurden. Sie zeigen, dass Wissenschaft als soziales Feld verstanden werden kann, in dem Frauen und Männer, als Ergebnis der dort vorherrschenden sozialen Praktiken, unterschiedlich positioniert sind. Das wissenschaftliche Feld funktioniert, folgt man der von Bourdieu eingeführten Metapher des „Spiels“, nach zumeist unausgesprochenen Regeln, nach denen Spielzüge und Spieleinsätze vorgenommen, Trümpfe ausgespielt und Gewinne eingestrichen werden können, die als Positionsgewinne in hierarchisch strukturierten Settings ausgezahlt werden. Dabei darf die Metapher allerdings nicht darüber hinwegtäuschen, dass dieses „Spiel“ bitterer Ernst ist. Denn der „Spieleinsatz“ der Akteur_innen eines Feldes ist ihre „soziale Existenz“ (Kraus 2000: 40). Darüber hinaus ist ein Feld nicht statisch, sondern konstant in Bewegung, d.h. „ein Ort von Kräfte[...]verhältnissen und von Kämpfen um die Veränderung dieser Verhältnisse, und folglich ein Ort des permanenten Wandels.“ (Bourdieu und Wacquant 2006: 134–135). In der auf Bourdieu aufbauenden geschlechtersoziologischen Wissenschaftssoziologie wurde nun insbesondere gezeigt, dass Geschlechterverhältnisse im wissenschaftlichen Feld auf verschiedene Arten und Weisen (re)produziert werden, dass also *doing science* zugleich auch *doing gender* impliziert (vgl. Beaufaÿs und Kraus 2005: 84). Der Blick richtet sich dabei „nicht mehr in erster Linie auf die Frauen und ihre im Vergleich mit den Männern oft als „Defizite“ gewerteten Besonderheiten, sondern auf ‚die Wissenschaft‘“ (Kraus 2010: 24). Im Zentrum der Analyse stehen mithin nicht die individuellen Beweggründe von Frauen und Männern für oder gegen eine wissenschaftliche Karriere oder eine Familiengründung, sondern eben die Wissenschaft selbst. Wissenschaft wird im Sinne jener Alltagspraktiken des wissenschaftlichen „Spiels“ in den Blick genommen, als deren Folge Frauen und Männer hierarchisch angeordnet oder auch in- bzw. exkludiert werden.

3.2. Forschungsfrage

Das Interesse der Universität an WLB macht es vor dem Hintergrund des beschriebenen Standes der Forschung aus der Arbeits-, Geschlechter- und Wissenschaftssoziologie notwendig, nicht nur das individuelle Vereinbarungsmanagement von Wissenschaftler_innen zu beleuchten, sondern dieses vor allem in Bezug zu den spezifischen Anforderungen und Konventionen in der Wissenschaft zu setzen. Daher fragen wir im Rahmen dieser Studie danach, wie Wissenschaftler_innen WLB im Rahmen der dafür konstitutiven Spezifika des wissenschaftlichen Feldes, sowie in ihrem eigenen Leben bzw. im direkten organisationalen Umfeld, z.B. dem Institut, gestalten.

4. Theoretischer Rahmen: Praktiken der Work-Life-Balance im Feld der Wissenschaft

Wie oben ausgeführt, beinhaltet das Konzept der WLB mit seinem starken Fokus auf Erwerbsarbeit eine Engführung, setzt es doch die Trennung der Bereiche Arbeit und Leben direkt schon voraus. Wie der bisherige Forschungsstand zeigt, sind Arbeit und Leben im Bereich der Wissenschaft jedoch nicht

so klar getrennt und daher ist WLB in seiner bisherigen Ausformulierung nicht nahtlos auf den Bereich der Wissenschaft übertragbar.

Dieser Engführung möchten wir mit einem inhaltlichen und analytischen Perspektivenwechsel begegnen und das Thema WLB für den Kontext der Wissenschaft öffnen. Zum einen möchten wir den Blick nicht ausschließlich auf das „individuelle Vereinbarungsmanagement“ einzelner Akteur_innen richten, wie etwa in Studien, die ein Ungleichgewicht zwischen Arbeit und Leben bei den Prioritäten und Vorstellungen der Akteur_innen verorten (Hochschild 2002). Daher nehmen wir auch von jenen zuvor angesprochenen Studien Abstand, die ausschließlich Frauen als die zentralen Protagonistinnen der Bewältigung von Vereinbarkeitsfragen behandeln. Ebenso gehen wir über die ursächliche Betrachtung betrieblicher und ökonomischer Faktoren (siehe Oechsle 2010) universitärer Organisationsstrukturen hinaus, indem wir die praktischen und symbolischen Anforderungen des wissenschaftlichen Feldes in Form von Leitbildern und Erwartungen in die Analyse miteinschließen.

In Anlehnung an Sandra Beaufaÿs und Beate Kraus (Beaufaÿs und Kraus 2005; Kraus 2000) vollziehen wir damit einen Perspektivenwechsel *weg von* Fragen individueller Vereinbarung oder institutioneller Vorgaben auf dem wissenschaftlichen Karrierepfad und *hin zu* den in der Wissenschaft als *Praxis* vorherrschenden (informellen) Normen und Leitbildern sowie Werten und Anforderungen – sprich: der *Wissenschaftskultur* -, in der WLB möglich sein soll. Damit ist primär ein Zugang zum Thema WLB verbunden, der die analytische Trennung von Arbeit und Leben nicht wie in der auf Erwerbsarbeit fokussierenden Geschlechter- und Arbeitssoziologie voraussetzt, sondern vielmehr danach fragt, wie die Akteur_innen des untersuchten Feldes das Verhältnis von Wissenschaft und weiteren Lebensbereichen verstehen. Das bedeutet, wir gehen nicht vorab davon aus, dass die Akteur_innen Arbeit und Leben trennen, sondern richten den Blick darauf, *wie* sie dieses Verhältnis darstellen. Konkret ergeben sich folgende theoretische Stützen für die Analyse:

4.1. Blick auf diskursive soziale Praktiken

Mit der analytischen Fokussierung auf *Wissenschaft als Praxis* bzw. *Praktiken der WLB* im Kontext der Wissenschaftskultur sind vor allem Lesarten praxistheoretischer Ausrichtung⁶ anschlussfähig. Diese setzen nicht Individuen oder das Handeln bestimmende Systeme, Institutionen oder Strukturen zentral, sondern verorten soziale Wirklichkeit in sozialen Praktiken, in denen sich diese vollzieht und reaktualisiert. Als soziale Praktik kann ein „Bündel von Aktivitäten“ (Reckwitz 2003: 289) verstanden werden, die zusammen ein bestimmtes soziales Phänomen konstituieren. Bezogen auf WLB geht es darum, wie wissenschaftliche Praxis an und für sich und in Relation zu anderen Lebensbereichen alltagspraktisch *gemacht* wird. Das bedeutet, wir richten den Blick auf die „doings and sayings“ (Schatzki 1996: 89) der Akteur_innen und das dahinter stehende *know-how*, also das in den Akteur_innen verankerte Wissen darüber, was im wissenschaftlichen Feld mach- und sagbar ist: Was gilt im wissenschaftlichen Feld als sagbar und machbar und wie äußert sich dies in den Darstellungen der Interviewpartner_innen? Was gehört also für die Akteur_innen zu WLB dazu und wie wird WLB im Alltag *getan*? Praktiken ergeben allerdings, so Kraus im Anschluss an Pierre Bourdieu, nur im Kontext des jeweiligen sozialen Feldes, wie hier dem wissenschaftlichen, Sinn, da dieses nach den jeweils feldspezifische Regeln über die Praxis der Akteur_innen konstituiert wird (vgl. Kraus 2000: 40). D.h.

⁶ Unter dem Begriff der Praxistheorien sind eine Reihe prominenter sozialtheoretischer Ansätze mit ähnlichen Grundannahmen zusammengefasst. Gemeinsam können sie als ein Erkenntnis- und Forschungsprogramm verstanden werden, das Sozialität in sozialen Praktiken verortet und zugleich versucht, den Dualismus von Strukturalismus und Individualismus zu überwinden (für einen Überblick siehe Reckwitz 2003).

die Alltagspraktiken von Wissenschaftler_innen, wie bestimmte mit der Wissenschaftspraxis verbundene Praktiken des Forschens, Publizierens, Arbeitens etc., erlangen nur im Feld der Wissenschaft die entsprechende Bedeutung.

Dabei stellen wir in dieser Untersuchung die *diskursive* Praxis in den Mittelpunkt, d.h. diejenige Praxis die im Sprechen der Akteur_innen zur Äußerung gelangt und die auf umfassendere gesellschaftliche Denklagen und Rahmengengebenheiten verweist. Im Anschluss an Michel Foucaults Diskurstheorie gehen wir davon aus, dass diese Denkraster als symbolische Ordnungsgefüge bestimmte Möglichkeiten bereitstellen, was in einer bestimmten historischen Zeit als denkbar und damit auch sagbar gilt (vgl. u.a. Foucault 1991 [1970]). Damit legen wir eine praxistheoretische Lesart der Diskurstheorie zugrunde, wie sie u.a. auch im Anschluss an Andreas Reckwitz verfolgt werden kann, der argumentiert, dass „Diskurse selbst nichts anderes als Praktiken [sind], d.h. wiederum bestimmte [...] Aktivitäten der Produktion und Rezeption von Äußerungen, die von einem impliziten Wissen der Hervorbringung und Rezeption getragen werden.“ (Reckwitz 2008: 193f.). Ein praxeologisch gewendeter Diskursbegriff ermöglicht es, Diskurse nicht einfach auf Ideen oder Ideologien zu verkürzen, die einem tatsächlichen Handeln gegenüberstehen, sondern ihre Produktion und Reproduktion in einem alltäglichen praktischen Handlungsraum zu verorten und zu untersuchen. In einer hier nicht näher auszuführenden Kopplung von Bourdieuscher Feldtheorie und praxeologisch gelesener Diskurstheorie verstehen wir die „*diskursive Praxis* [als] rückgebunden [...] an die Logik des jeweiligen sozialen Feldes“ (Paulitz 2012: 55; Herv. i. O.). Damit fokussieren wir nicht auf symbolische Ordnungen, die quer zu Institutionen und Feldern bestimmte historische Zeitabschnitte *en gros* strukturieren, sondern richten unser Hauptaugenmerk auf jenen Denkraster, der die „doings“ und „sayings“ ein spezifisches Feld organisiert, hier das uns interessierende Feld der Wissenschaft.

4.2. Das soziale Feld der Wissenschaft

Neben den Praktiken der Wissenschaftler_innen bedarf es damit ebenso eines Verständnisses der Logik des wissenschaftlichen Feldes, in dem diese stattfinden. Das bedeutet, um die WLB und die damit verbundenen Herausforderungen für Wissenschaftler_innen zu verstehen, genügt es nicht, nur nach diesen zu fragen, sondern sie müssen auch in den Kontext der Eigenheit und Funktionsweise des wissenschaftlichen Feldes gesetzt werden.

Denn mit der feldtheoretischen Sichtweise ist die Einsicht verbunden, dass verschiedene gesellschaftliche Bereiche spezifische zeitliche, räumliche und soziale Merkmale (vgl. Beaufays und Kraus 2005: 85) aufweisen, die wiederum die Praktiken der Akteur_innen konstituieren bzw. bestimmte Handlungsweisen als legitim erscheinen lassen und andere nicht. Ein Feld kann so als ein Bereich der Gesellschaft, der durch bestimmte in ihm geltende (zumeist unausgesprochene) Regeln gebildet wird und daher auf eine spezifische Weise funktioniert, verstanden werden. So steht etwa im ökonomischen Feld der materielle Gewinn im Zentrum, während beispielsweise im künstlerischen Feld die Reputation der Künstler_innen den zentralen „Gewinn“ darstellt, nach dem die Akteur_innen streben. Herkömmliche WLB-Konzepte bedürfen daher einer Reflexion der Spezifika des jeweiligen Feldes, in das sie eingeführt werden sollen. Kurzgefasst: Dieser Studie liegt die Auffassung zugrunde, dass, um zu verstehen, wie WLB in der Wissenschaft funktioniert, mitbedacht werden muss, wie das wissenschaftliche Feld in seiner Eigenheit und in ihm wirkenden Regeln und Regelmäßigkeiten funktioniert. Hierfür greifen wir auf die genannte, primär an Bourdieu anschließende, wissenschaftssoziologische Geschlechterforschung zurück.

4.3. Geschlechtersoziologische Perspektive

Wie gezeigt wurde, gehen mit Fragen nach Vereinbarkeit bzw. WLB zugleich auch Fragen nach Geschlecht einher. Für diese Studie wurde eine konstruktivistische geschlechtersoziologische Perspektive eingenommen, das heißt Geschlecht wird nicht einfach als gegebene Kategorie im untersuchten Feld der Wissenschaft vorausgesetzt. Der analytische Blick richtet sich also darauf, wo und wie Geschlecht in Zusammenhang mit WLB im Feld der Wissenschaft in den Interviewdarstellungen hergestellt wird. Im Anschluss an Beaufaÿs und Kraus (2005) stellt sich damit die Frage, wie mit dem *doing science* ein *doing gender* einhergeht. Unsere Perspektive geht damit deutlich über die Frage hinaus, wie Männer im Unterschied zu Frauen agieren, sich wechselseitig anerkennen oder auch nicht. Wir fragen nicht allein nach Geschlecht im Sinne vergeschlechtlichter Träger_innen der Praxis als Handelnde und Sprechende. Hingegen erweitern wir den Fokus darauf, wie wissenschaftliche Arbeitspraxis und WLB *vergeschlechtlicht* werden. Wo und in welcher Weise wird das Wissenschaft-Machen, das Subjekt der wissenschaftlichen Tätigkeit und die Vereinbarung mit anderen Lebensbereichen geschlechtlich markiert, d.h. von den Akteur_innen in der Wissenschaft als Geschlechterthema aufgefasst? Damit nehmen wir auch die *symbolische* Ebene des *Wissens* über Subjekte, Berufe und Tätigkeitsfelder (vgl. Paulitz 2012: 59ff.) und somit auch Fragen einer „geschlechterkonstituierenden“ Wissenschaftspraxis (vgl. Wetterer 2002) verstärkt in den Blick.

5. Forschungsdesign

5.1. Erhebung

Ausgehend von diesen theoretischen Überlegungen legen wir den analytischen Fokus auf diskursive Praktiken des wissenschaftlichen Feldes, und dabei auch darauf, wo und wie innerhalb dieser Wissenschaft und WLB geschlechtlich codiert wird. Um diese der Analyse zugänglich zu machen, wurde die Methode des qualitativen Interviews gewählt. Diese ermöglicht eine umfangreiche und vergleichsweise rasche Datengewinnung, mit der auch dem Anspruch nachgekommen werden kann, ein weitgehend facettenreiches Bild nach Statusgruppen, epistemischer Arbeitspraxis und Geschlecht, wie es an der Karl-Franzens-Universität Graz zu finden ist, zu zeichnen. Ausgehend von der dargelegten theoretischen Perspektive, verstehen wir die Äußerungen in den Interviews als diskursive Praktik, was uns die Möglichkeit eröffnet, das Gesagte in seinem feldspezifischen Kontext analysieren zu können.

Die Interviewführung orientierte sich am problemzentrierten Interview (Witzel 2000), welches ausgehend von einer Problemstellung offen mit einer erzählgenerierenden Einstiegsfrage ansetzt und im Verlauf des Gesprächs mithilfe eines Leitfadens immer mehr auf das Forschungsproblem zuspitzt. Neben dem Leitfaden wurden auch die in der Methode beschriebenen Instrumente des Kurzfragebogens, mit dem soziodemographische Daten erhoben werden, der Audioaufzeichnung und des Postskripts, welches im Sinne eines Situationsprotokolls den Kontext der Interviewsituation dokumentiert, eingesetzt. In die Leitfadententwicklung flossen Erkenntnisse aus wissenschaftssoziologischen Vorarbeiten in der Arbeitsgruppe (und inzwischen am Lehrstuhl)⁷ ein, aber auch Literaturrecherchen, Überlegungen zu den Fragestellungen und die Zusammenarbeit mit dem quantitativen Teilprojekt und dem Projektbeirat.

⁷ Seit April 2014: Professur für Soziologie mit Schwerpunkt Gender und Technik an der RWTH Aachen, BRD.

Das Interview wurde mit einer erzählgenerierenden Frage nach dem akademischen Werdegang und der aktuellen Position eingeleitet. Daran anknüpfend wurde in einem ersten Themenblock näher auf den Arbeitsalltag, die Forschungspraxis und die dafür als notwendig erachteten Eigenschaften und Fähigkeiten von Wissenschaftler_innen eingegangen. Der zweite Block schloss mit den Erwartungen, etwa in Bezug auf Arbeitszeit, Leistung und Mobilität und den Anforderungen in der Wissenschaft an; thematisiert wurde dabei auch der Umgang mit diesen Anforderungen und Erwartungen und was die Akteur_innen dafür als hinderlich oder unterstützend empfinden. Im dritten Themenblock wurde auf das Verhältnis von Wissenschaft und anderen Lebensbereichen eingegangen. Das Interesse galt vor allem Erzählungen über die alltagspraktische Umsetzung der WLB, welche Konflikte sich dabei ergeben und welche Unterstützung – auch von Seiten der Universität – von den Interviewpartner_innen gewünscht wird. Zum Abschluss des Gesprächs sollten die Interviewpartner_innen die geschilderten Erfahrungen vor dem Hintergrund ihres Geschlechts reflektieren. Auch wenn in den vorangegangenen Erzählungen bereits auf Geschlecht Bezug genommen wurde, wurde es als Thema von der Interviewerin erst in diesem fortgeschrittenen Stadium des Gesprächs explizit eingebracht.

5.2. Sample

Auf der Grundlage des Forschungsinteresses wurde ein Sample aus Wissenschaftler_innen der Karl-Franzens-Universität zusammengestellt, das in Hinblick auf die Kriterien Statusgruppe⁸, epistemische Arbeitspraxis und Geschlecht weitgehend ausgewogen ist. Bis Mitte April 2013 wurden 119 Personen des wissenschaftlichen Personals mittels E-mail kontaktiert, mit 44 wurden in der Folge Interviews geführt. Im so zusammengestellten Datenpool konnte eine gleichmäßige Verteilung nach *Statusgruppen* (Projektmitarbeiter_innen 9, Doktorand_innen 7, Postdoc/Qualifizier. 5, Ass. Prof. 9, Ao. Prof. 6, o. Prof. 8), *epistemischer Arbeitspraxis* (Laborforschung 8, Feldforschung 15, Textwissenschaften 12, Simulation 5, Logische Beweisführung 4) und *Geschlecht* erreicht werden. Die Interviews wurden aufgezeichnet und vollständig transkribiert⁹.

5.3. Datenanalyse

Im gegenstandsorientierten Vorgehen der qualitativen empirischen Sozialforschung stellen Theorien „Sehhilfen“ für das Verstehen und Strukturieren des empirischen Materials zur Verfügung (vgl. Hirschauer 2008). Eine praxistheoretische Orientierung bedeutet demnach auf einer methodologischen Ebene, diese als Herangehens- bzw. Umgangsweisen mit empirischem Material zu verstehen (vgl. Reckwitz 2008: 195).

Für die Auswertung des generierten Datenmaterials wurden zwei unterschiedliche analytische Zugänge der qualitativen Sozialforschung angewandt, die den unterschiedlichen Zielsetzungen der Arbeit entsprechen: Zum einen fand eine offene thesengenerierende Interpretation im Forschungsstil der Grounded Theory (Glaser und Strauss 1998) statt, um vor allem implizite Wissensbestände re-

⁸ Unterscheidung nach Projektmitarbeiter_innen (Doktorand_innen und Postdocs), Doktorand_innen auf Fluktuationsstellen (mit wenigen Ausnahmen auch Postdocs auf Fluktuationsstellen), Personen auf Laufbahnstellen (nach mind. 2 Jahren), Außerordentliche Professor_innen und Assoziierte Professor_innen bzw. Habilitierte im Bewerbungsstadium, Professor_innen (nach mindestens 2 Jahren); ausgenommen wurden studentische Mitarbeiter_innen, Lecturer und ähnliche Gruppen.

⁹ Umgangssprachliche Äußerungen wurden geglättet und dialektale Ausdrücke um die hochdeutsche Übersetzung ergänzt. Grammatikalische Korrekturen wurden nicht vorgenommen. In Kommentaren und Notationen wurden gemäß Transkriptionsleitfaden Pausen, Betonungen, sprachliche Brüche und nicht sprachliche Äußerungen wie Husten, Lachen und dergleichen vermerkt.

konstruieren zu können. Damit sind besonders jene tiefer liegenden Orientierungsmuster gemeint, die den Befragten zumeist nicht bewusst sind. Zum anderen kamen Kodierstrategien im Sinne der qualitativen Inhaltsanalyse (in Anlehnung an Mayring 2010) zum Einsatz, mit deren Hilfe ein Kodierschema entwickelt und im Zuge der Analyse am Material weiterentwickelt wurde. Mit dieser Methode sind vor allem bewusste Missstände und Bedarfe erfassbar, die explizit im Material zu finden sind.

Generell wurden die Erzählungen der Befragten als diskursive Praktiken im Rahmen von Interviews analysiert, die Rückschlüsse auf die Orientierungsmuster des untersuchten Feldes erlauben. In der Analyse der Interviews beziehen wir uns einerseits auf die konkreten diskursiven Darstellungen, also darauf, was die Akteur_innen erzählen und welche Bedeutungen dabei implizit mitgetragen werden. Andererseits berücksichtigen wir auch die Art und Weise, wie diese Äußerungen in der Interviewsituation gemacht werden. Konkret bedeutet dies, dass wir den Blick sowohl auf das inhaltlich Dargestellte als auch auf die Darstellungspraxis richten. Mit Blick auf die Untersuchung von WLB heißt das, sowohl auf die Darstellung (wissenschaftlicher) Arbeitspraxis (in ihrem Verhältnis zu anderen Lebensbereichen) zu achten als auch auf die Darstellungspraxis von Arbeit und Leben – kurz: auf das, was die Befragten sagen, was sie tun, und auf das, wie sie sagen, was sie tun. Beides zusammen erlaubt uns Rückschlüsse auf das den Praktiken zugrundeliegende, meist präreflexive, *know-how* und – wie in den methodologischen Annahmen skizziert wurde – auch auf die normativen Muster und Regeln des untersuchten wissenschaftlichen Feldes zu ziehen. Besonders spannend sind dabei jene Brüche und Widersprüchlichkeiten, die sich aus der Darstellung der Arbeitspraxis und der Darstellungspraxis von Arbeit ergeben, d.h. zwischen wie was beschrieben wird und was wie beschrieben wird.

Im Prozess der offenen Interpretationen wurde im Sinne des theoretischen Samplings der Grounded Theory (Glaser und Strauss 1998) im Pool der insgesamt 44 vollständig transkribierten Interviews thesengenerierend vorgegangen, indem kontinuierlich vergleichend und kontrastierend nach und nach Interviews ausgewählt und analysiert wurden, bis eine theoretische Sättigung erreicht wurde. Die in diesem Sampling-Prozess intensiv bearbeiteten 20 Interviews sind in Hinblick auf Geschlecht und Statusgruppe ausgewogen verteilt; die epistemische Arbeitspraxis ist im Verhältnis des Gesamtsamples abgebildet. Die für die offenen Interpretationen herangezogenen Interviews wurden nach ebendiesem Verfahren für die inhaltsanalytische Kodierung herangezogen. Die Gesamtzahl der mit Hilfe des Kodierschemas kodierten Interviews beträgt 24, die unter Einsatz der Analysesoftware MaxQDA bearbeitet wurden. Ziel des skizzierten methodischen Vorgehens war es, dass sich offene Interpretation und inhaltliches Kodieren wechselseitig unterstützen und kontextualisieren.

6. Ergebnisse

6.1. „Leben für die Wissenschaft“

Zentrales Ergebnis des offenen, thesengenerierenden Vorgehens in der Auswertung der Interviews ist, dass sich die befragten Wissenschaftler_innen der KFU besonders stark am Leitbild eines „Lebens für die Wissenschaft“ orientieren. Dieses Leitbild bildet die zentrale Schlüsselkategorie der Analyse, d.h. es wurde als zentraler Referenzpunkt der Interviewdarstellungen deutlich. Es handelt sich dabei um keine vorab gesetzte, aus der Theorie bezogene Hypothese, die lediglich an den Interviews zu überprüfen gewesen wäre, sondern um eine genuin aus dem Interviewmaterial heraus entwickelte Generalisierung des primären Fluchtpunktes, der alle Äußerungen in den Interviews organisiert. Die Befragten bringen damit grundsätzlich zum Ausdruck, dass Wissenschaft ihr wesentlichster Lebensinhalt ist, der gegenüber anderen Lebensbereichen absolute Priorität besitzt. Interessant ist, dass

sich Wissenschaftler_innen unabhängig von Geschlecht, Statusgruppe und epistemischer Arbeitspraxis an diesem Leitbild orientieren. Es äußert sich im Interview in Formulierungen wie den folgenden:

„Also ich mache jetzt diesen Beruf nicht wegen dem Ruf, sondern **weil ich gerne forsche**. Also es geht mir **nicht ums Geld oder um das Ansehen**“ (WLB_14: 639-640¹⁰)¹¹

„Wenn eine Person irgendwie, politisch korrekt ausgedrückt, **freizeitorientiert** ist, können sie gar nichts machen. Die kommen und gehen, wann sie wollen im Wesentlichen, da können sie kaum etwas machen. Es ist ein Schaden für die österreichische Wissenschaft.“ (WLB_23: 398-404)

In dem ersten Zitat wird deutlich, dass das „Leben für die Wissenschaft“ nicht auf der Grundlage von Anerkennung durch ökonomisches oder soziales Ansehen bemessen wird, sondern als Erfüllung des eigenen Interesses dargestellt wird.

Im zweiten Interviewzitat wird deutlich, dass die mit dem „Leben für die Wissenschaft“ verbundene Darstellungspraxis¹² über ein starkes Abgrenzen (und teilweises Abwerten) von der Auffassung, Freizeit/Privatheit und Arbeit als zumindest gleichbedeutend legitime Lebensinhalte zu sehen, erfolgt. Dieser Interviewpassage scheint also die Vorstellung zugrunde zu liegen, dass das Engagement eines/einer Wissenschaftler_in hauptsächlich der Wissenschaft gilt bzw. zu gelten habe. Demgegenüber werden andere „freizeitorientierte“ Interessen dezidiert delegitimiert. Mehr noch: Mit dem Verweis auf eine bestimmte universitäre Arbeitszeitpraxis wird konstatiert, dass ein mangelnder Einsatz für die Sache der Wissenschaft der Wissenschaft Schaden bringe. Gleichzeitig könnten diejenigen, die „freizeitorientiert“ seien, nicht den vollen Einsatz bringen, um die Wissenschaft voranzutreiben. Diese Motivation des „Lebens für die Wissenschaft“ wird im folgenden Zitat auf den Punkt gebracht:

„Was vielleicht schwieriger geworden ist, ist, weil die sehr gute, sehr grundlegende Arbeiten geschrieben haben, muss man heutzutage schon schauen, wo kann ich noch **wirklich die Wissenschaft** im Sinne einer Habil **vorantreiben**.“ (WLB_24: 240-242)

Die zentrale Motivation der für die Wissenschaft Lebenden besteht also weder in ökonomischer noch in sozialer Anerkennung, sondern darin „die Wissenschaft voranzutreiben“. Dies deuten wir dahingehend, dass die Motivation für wissenschaftliche Tätigkeit nicht als sich aus externen Beweggründen speisend, sondern als intrinsische, aus sich selbst heraus bestehende Motivation dargestellt wird.

In der Erzählpraxis der interviewten Wissenschaftler_innen lassen sich folgende zentrale Elemente dieses Leitbilds rekonstruieren:

6.1.1. Zeit(verfügbarkeit) und Engagement

Ein zentrales Element des Leitbildes des „Lebens für die Wissenschaft“ scheint für die Befragten die Auffassung zu sein, dass die Zeit(verfügbarkeit) und das Engagement von Wissenschaftler_innen eben der Wissenschaft allein zu gelten habe. Wie das folgende Zitat veranschaulicht, wird der Wissenschaft gegenüber anderen Lebensbereichen eine vorrangige Stellung zugesprochen. Die Interviewpartnerin macht deutlich, dass ihr Hauptaugenmerk ausschließlich der Wissenschaft gegolten

¹⁰ WLB_14 bezeichnet das Interviewkürzel gefolgt von der Zeilenangabe im Transkript im Programm MaxQDA.

¹¹ Alle Hervorhebungen (Fettdruck) von Passagen in Zitaten aus dem Datenmaterial hier und im Folgenden durch die Autorinnen.

¹² Diese Darstellungspraxis kann auch in Zusammenhang mit der spezifischen Interviewsituation, in der eine Nachwuchswissenschaftlerin andere (Nachwuchs)Wissenschaftler_innen interviewt, gebracht werden.

habe, obwohl sie zugleich zumindest einen anderen Lebensbereich (das Vorhandensein einer Familie) sichtbar macht.

„Aber **sonst habe ich keine [Hobbies], es ist eigentlich nur die Wissenschaft.** Die Wissenschaft hat den Haupt-, auch gegenüber der Familie hat die Wissenschaft immer den Hauptplatz eingenommen.“ (WLB_05: 510-511)

Das in der Darstellungspraxis in den Interviews wahrnehmbare Engagement für die wissenschaftliche Tätigkeit ist vor allem auch daran erkennbar, dass Beschreibungen der wissenschaftlichen Arbeitspraxis auf ein hohes Zeitengagement verweisen. Im folgenden Zitat wird etwa darauf hingewiesen, dass das Engagement über einen Normarbeitstag hinausreicht, da die Wissenschaft mehr einfordert:

„**In der Wissenschaft ist man ja nie fertig, dass ich sage: Für die Woche habe ich genug geforscht.** Ich bin irgendwann einmal fertig mit der Konzentration, aber man sollte immer mehr machen. [Ich] beneide oft die Leute, die eine Stechuhr haben und wenn sie ihre 40 Stunden haben, dann gehen sie heim und das war es. Und können mit gutem Gewissen am Freitag um vier heimgehen, weil sie haben ihre Zeit abgearbeitet und sind zufrieden. Ich denke mir immer: Ich könnte noch mehr tun und es ist noch etwas offen und ich nehme mir noch mit etwas zu Hause.“ (WLB_09: 378-382)

Wie das folgende Zitat zeigt, werden nur Wissenschaftler_innen, die voll von ihrer Tätigkeit eingenommen und auch in den privatesten Sphären nicht davon losgelassen werden, als „richtige“ Wissenschaftler_innen dargestellt:

„Es gibt an der Uni Leute, die machen ihren Job und haben nachher kein Kopfzerbrechen, wenn im Job einmal etwas nicht funktioniert. Das ist auch legitim. **Und es gibt an der Uni Leute, die wollen was wissen, die können nicht schlafen, wenn etwas nicht funktioniert hat. Und das sind diejenigen, die die Uni eigentlich tragen.**“ (WLB_23: 382-384)

Dies deutet erstens auf die diesem Leitbild inhärente Verschmelzung von Arbeit und Leben („nicht schlafen können“) hin. Zweitens wird hier die Zentralstellung des Leitbilds des „Lebens für die Wissenschaft“ deutlich, denn nicht diesem Leitbild entsprechende Arbeitsweisen werden nur auf den ersten Blick als „legitim“ betrachtet. Im Kontrast zu denjenigen, „die die Uni eigentlich tragen“, erscheint eine solche, Arbeit und Leben klar trennende Grundeinstellung, als inadäquat und tendenziell doch als illegitim. Diesen Aussagen ist inhärent, dass unbezahlte Mehrarbeit weit über das vertraglich vereinbarte Stundenausmaß hinaus (bzw. unabhängig vom vertraglichen Rahmen) von den Akteur_innen als ein Indiz für das hohe Engagement für die Wissenschaft verstanden zu werden scheint. Unbezahlte Mehrarbeit im Sinne eines unausgesetzten gedanklichen Involviert-Seins scheint also zu den unausgesprochenen Spielregeln des wissenschaftlichen Feldes zu gehören. Hier wird allerdings in den Interviews der explizit formulierte Wunsch vernehmbar, dass die Universität Graz zum einen diese Mehrarbeit und dieses persönliche Engagement dem Bereich des Unsichtbaren und Selbstverständlichen enthebt. Zum anderen sollte die Universität ihre Fürsorgepflicht in Hinblick auf ein gesundes Arbeitspensum wahrnehmen, um so gesundheitsgefährdenden Folgen (z.B. Burn-Out) präventiv entgegenzuwirken. Darüber hinaus sollte dieser Fürsorgepflicht nicht mit einem Mehr an Kontrolle begegnet werden, da neben der stillschweigenden Erwartung von hohem Zeitinvestment und seiner gleichzeitigen mangelnden Anerkennung auch die dominierende rein quantifizierende Bemessung wissenschaftlicher Leistung durch den *performance record* problematisiert wird.

Die im obigen Zitat beispielhaft angesprochene notwendige Wissbegierde („die wollen was wissen“) deutet auf einen weiteren zentralen Aspekt des „Lebens für die Wissenschaft“ hin.

6.1.2. Leidenschaft und Spaß

Das „Leben für die Wissenschaft“ habe auf einer emotionalen Ebene mit „Leidenschaft“ und „Spaß“ an/für die Wissenschaft und ihre Arbeitspraxis verbunden zu sein, wie folgendes Interviewzitat veranschaulicht:

„I: Was bedeutet eigentlich für Sie als Wissenschaftlerin ein **erfülltes Leben zu führen**? Was gehört für Sie alles dazu, was sind so die Bereiche, die für Sie einfach so dazu gehören?

WLB_19: Als Wissenschaftlerin, oder als Person in total?

I: Als Person in total.

WLB_19: (lacht) Also für mich Person in total gehört dazu, ich glaube, dass ich meine Interessen einigermaßen in Einklang bringen, dass ich **meine Wissenschaft machen kann, weil sie mir einfach Freude macht, es macht mir Freude zu denken**. Ich kann mir etwas überlegen, also ich werde mit meiner Wissenschaft die Welt nicht retten, das ist mir vollkommen bewusst, aber es ist auch ok so. Aber ich kann kleine Schritte machen, ich kann mir da etwas überlegen dazu, **das macht einfach Spaß, wenn ich es machen darf**.“ (WLB_19: 311-319)

An diesem Zitat ist mehreres interessant: Die Interviewfrage, die nach mehr als der Tätigkeit als Wissenschaftler_in fragt, wird von der interviewten Person trotz Nachfrage ausschließlich auf die wissenschaftliche Tätigkeit hin gewendet, ohne andere Lebensbereiche mit einzubeziehen. Dies veranschaulicht, dass offenkundig die ganze Person in der Wissenschaft lebt, und dieses Leben als freudvoll und erfüllend verstanden wird.

Neben der Anforderung, mit Spaß und Leidenschaft bei der Wissenschaft zu sein, wird in der inhaltlichen Auswertung auch benannt, wie wichtig ein kooperatives, offenes, wertschätzendes und lösungsorientiertes Arbeitsklima ist, um Wissenschaft so zu leben. Strukturell werden hier flache Hierarchien und eine gute Forschungsinfrastruktur als förderlich beschrieben.

Der Bezug zur Wissenschaft, die man „machen darf“, zu der man also seinen Beitrag leisten darf, deutet dabei auf einen weiteren zentralen Punkt des Leitbildes hin.

6.1.3. „die Wissenschaft vorantreiben“

Der dritte zentrale Aspekt im Leitbild des „Lebens für die Wissenschaft“ besteht darin, „der Sache zu dienen“ (Beaufaÿs 2006: 16), was mit Aussagen wie „die Wissenschaft weiterbringen“ auf die zentrale *illusio* des Feldes, also den Glauben an den Sinn des Spiels (vgl. Bourdieu und Wacquant 2006: 148), um einen Begriff Bourdieus zu entlehnen, verweist. Folgende Interviewzitate können als exemplarisch dafür angesehen werden:

„[...] wo kann ich noch wirklich **die Wissenschaft [...] vorantreiben**.“ (WLB_24: 241-242)

Bei wissenschaftlicher Arbeit gehe es also in erster Linie darum, „die Wissenschaft voranzutreiben“. Wie oben bereits angedeutet, geht es also nicht um ökonomische oder soziale Anerkennung, sondern darum, der Wissenschaft zu dienen. Dies wird, wie im nächsten Zitat deutlich wird, mit einem Rekurs auf das eigene Interesse legitimiert:

„Ich meine, man ist natürlich **auch ein bisschen getrieben von (kurzes Lachen) seinen eigenen inhaltlichen Interesse**. Das heißt, so wird man auch irgendwie selbst motiviert

und trägt diese Anforderungen dann auch in seine Umgebung und so tun es die anderen auch mir gegenüber.“ (WLB_06: 299-301)

Das eigene inhaltliche Interesse wird in diesem Zitat darüber hinaus als innerer Antrieb für die Arbeit in der Wissenschaft dargestellt. Dies wird in der nächsten Interviewpassage noch deutlicher:

„**Wir sind**, manche sagen **Getriebene**, oder wir sind einfach, **wir machen das gerne, was wir machen und keiner wird akademischer Wissenschaftler, besonders nicht in Österreich, wenn er daran interessiert ist, großen Reichtum zu scheffeln**. Das ist einfach nicht unser Sinn und Zweck, was wir da machen.“ (WLB_19: 179-182)

Diese Interviewpassagen können außerdem, wie oben angedeutet, als Darstellungen der *illusio* des wissenschaftlichen Feldes gelesen werden. Die passive Darstellungsweise des „Getriebenen“, im Sinne von „von etwas getrieben“ sein, verweist in diesem Zusammenhang auch darauf, dass der Ursprung des Antriebs nicht primär im/in der bewusst-rational denkenden Akteur_in zu finden ist, sondern in die Logik des wissenschaftlichen Feldes eingeschrieben ist (siehe 4.2). Dahingehend deuten wir auch die Distanzierung der Interviewten in Erzählungen zum Thema Geld: Nicht nur überspitzte Darstellungen von Einkommen als „Reichtum scheffeln“, sondern auch bereits Fragen der Existenzsicherung scheinen nicht legitim sagbar zu sein, sondern verweisen darauf, dass die Logik des Feldes verlangt, diese hintanzustellen. Die Konstitution der *illusio* auch in Abgrenzung zu einer finanziellen Motivation, wie im letzten Zitat verdeutlicht, wird auch im Kontext prekärer Bedingungen aufrechterhalten. Indessen kann, sicherlich angesichts der besonderen Situation v.a. für den Nachwuchs, aber nicht nur für diesen, die Finanzierungsfrage eben doch nicht völlig ignoriert werden, wie folgende Passagen verdeutlichen:

„**Ich schreibe ja auch zuhause an der Diss und gehe weiter in Seminare und hab weiter hier das Umfeld, dass mich eher hier das Finanzielle beunruhigt**. [...] **man muss jetzt so vertrauen da drauf und das finde ich schwierig. Also ich hätte jetzt gerne Sicherheit zu wissen, was ab [Datum des Vertragsendes] ist**. Also ich weiß, es wird irgendetwas kommen. Das halt. Also es ist tatsächlich nervig. **Also ich habe keine Existenzängste, was mich auch überrascht**.“ (WLB_13: 570-574)

„Aber auch immer so **phasenweise. Und das ist natürlich für eine Lebensplanung nicht förderlich, weil man immer vom Minimum ausgehen muss und, wenn man jetzt nicht, wie gesagt, das Glück hat, von da und dort mitgesponsert wird, dann ist es halt schon sehr knapp**. Ich glaube ein bisschen ist das **Geld** halt schon auch wichtig, dass man sich ein bisschen etwas leisten kann.“ (WLB_08: 466-469)

Die Anforderungen des Lebens, auch mit einer wissenschaftlichen Tätigkeit eine Existenzgrundlage zu sichern, werden, so lässt sich aus den zögerlichen Thematisierungen des Themas der finanziellen Absicherung deuten, vom Leitbild des „Lebens für die Wissenschaft“ überlagert. Doch wird zugleich auch deutlich, dass prekäre Bedingungen mittelfristig negative Konsequenzen für das Wissenschaftssystem zeitigen. Wie die Äußerungen der befragten jungen Wissenschaftler_innen zeigen, lassen sich Fragen der finanziellen Lebensgrundlage inzwischen nicht mehr vollkommen zudecken, sondern treten, wenn auch zögerlich, an die Oberfläche. Dies ist als deutlicher Hinweis darauf zu werten, dass die unverminderte Prekarisierung wissenschaftlicher Karrieren die Gefahr birgt, eben jene die Wissenschaft tragende *illusio*, dass der Einsatz an Lebenszeit und Leidenschaft sich lohnt, in der Gruppe des wissenschaftlichen Nachwuchses zu destabilisieren.

Diese Vermutung wird durch die Auswertung der Verbesserungswünsche gestützt. Hier problematisieren die Wissenschaftler_innen prekäre universitäre Anstellungsverhältnisse deutlich und äußern

den Wunsch danach, engagierte Nachwuchswissenschaftler_innen an der Universität Graz halten zu können. Darüber hinaus wird der Wunsch nach offener und lösungsorientierter Kommunikation über prekäre Arbeitsbedingungen deutlich, um diese so aus dem Bereich des Selbstverständlichen und Unsichtbaren herauszuholen.

6.1.4. *Leerstelle Leben?*

Während über die wissenschaftlichen Tätigkeitsbereiche und ihre Bedeutung für die Interviewten Vielfältiges in Erfahrung gebracht werden kann, bleibt es um die anderen Lebensbereiche, auch auf Nachfrage, in den Interviews relativ still. Vor dem Hintergrund der dominanten Leitorientierung am „Leben für die Wissenschaft“ scheint ein „anderes Leben“ hingegen, so steht zu vermuten, zum Kaum-Sagbaren zu gehören. D. h. es wird nicht oder wenig Auskunft über Lebensbereiche „außerhalb“ der Wissenschaft gegeben, oder diese werden mit einem äußerst begrenzten Repertoire an Freizeitbeschäftigungen wie Sport oder Lesen relativ schnell abgehandelt. Dieses Muster zieht sich ebenso wie eine relativ stereotype Sammlung an „Hobbies“ durch das analysierte Material. Neben der Tatsache, dass die Wissenschaftler_innen damit erneut die Priorität ihrer wissenschaftlichen Arbeit betonen, werden die wenigen anderen genannten Lebensbereiche in den Interviews außerdem vorrangig in ihrer Bedeutsamkeit und mitunter auch Nützlichkeit für die Wissenschaft eingebracht. Dies mag einerseits dem Setting der Interviewsituation geschuldet sein. Schließlich war es eine Nachwuchswissenschaftlerin der KFU, die im Rahmen eines strategischen Projekts des Rektorats der KFU, Wissenschaftler_innen eben jener Universität befragte. Hier ist der Faktor sozialer Erwünschtheit sicherlich einzubeziehen. Doch, so lässt sich dies analytisch wenden, was betrachten die Befragten hier als erwünscht? Welche unausgesprochenen Anforderungen des Feldes lassen sich folglich auch aus sozial erwünschten Antworten rekonstruieren? Reflektiert man in dieser Weise auf die Interviewsituation, so erfährt man eher etwas über die Logik des wissenschaftlichen Feldes als über die tatsächliche Lebenspraxis der Befragten. Es lässt sich also vorsichtig schließen, dass der Logik des Feldes entsprechend andere Lebensbereiche für die Befragten offenkundig nicht aus sich heraus Legitimität besitzen. Sie beziehen eine solche nahezu gänzlich nur daraus, wiederum der Wissenschaft zuträglich zu sein. Dies betrifft vorrangig *sportliche Aktivitäten*, die in den Äußerungen ihre Legitimität dadurch erhalten, dass sie die „Kampfkraft“ der Spieler_innen (siehe dazu Abschnitt 3.1) wiederherstellen, wie die folgenden Interviewpassagen verdeutlichen:

„Ich mache noch **Sport**, das sehe ich aber eher als Pflicht. Es macht mir keinen Spaß, aber ich weiß, ich muss das machen, **weil ich sonst die Arbeit nicht durchstehen würde.**“ (WLB_05: 506-508)

„Weil im Endeffekt ist es für einen dann ja, ob man jetzt daheim irgendwo faul liegt, weil man hin [kaputt] ist oder ob man halt Sport macht. Ich glaube, dass es einem, wenn man dann Sport macht, dann trotzdem besser geht. Einfach weil es ein **körperlicher Ausgleich** ist, weil man dann auch **fitter** wird und dann auch **belastbarer** und alles.“ (WLB_44: 750-752)

Sport wird also als nützlich bzw. notwendig dargestellt, um die Mühsal eines wissenschaftlichen Alltages durchzustehen, und auf diese Weise legitimiert.

Familie oder Kinder fallen, folgt man der Mehrheit der Befragten, hingegen in eine andere Kategorie, da sie en gros nicht zur Wiederherstellung von Arbeitsvermögen eingebracht werden können. Abstrakter formuliert, der familiäre Lebensbereich wird nicht als legitim, sondern als in einem starken Konkurrenzverhältnis zur Wissenschaft stehend dargestellt. Familie erscheint in den Interviews als

stark mit Privatheit verbundener Bereich, der die Akteur_innen geradewegs des vollständigen Aufgehens in der Wissenschaft beraubt, wie folgendes Zitat veranschaulicht:

„dass also **Kinder in der Wissenschaftskultur** nach wie vor nicht als förderliches Element erlebt werden, **weil dann bist du ja nicht voll da** und so weiter“ (WLB_25: 620-621).

Familie scheint also als Kraft- und Leidenschafts„räuber“ eine Konkurrenz zu sein: Die „Lebensform Wissenschaft“ (Mittelstrass 1982) ist, so wird aus den Aussagen der Wissenschaftler_innen der KFU deutlich, mit einem „Familienmenschen“ unvereinbar. Neben diesem äußerst dominanten Muster existiert ein zweites, vordergründig zunächst gegenläufiges Orientierungsmuster, das nicht nur Vereinbarkeit, sondern die Nützlichkeit der Familie für eine wissenschaftliche Karriere betont. Im folgenden Interviewzitat wird beschrieben, dass sich Wissenschaft und Familie/Privatleben wechselseitig bekräftigen:

„**Ich glaube, ich wäre ohne Familie jetzt gar nicht so erfolgreich, weil, mein Gott, dann hätte man auch nichts wofür man lebt.** Und man hat auch Abwechslung, also man hat auch vielleicht die **Abwechslung, die notwendig ist damit man kreativ bleibt.** Wie gesagt, wenn man Familie hat, dann in einem ganz anderen Leben steht, man muss sich einfach mit diesen Menschen auseinander setzen und kann einmal wirklich abschalten. **Und da tankt man auch auf,** glaube ich“ (WLB_08: 376-380)

Die interviewte Person stellt hier dar, dass sie auch wegen ihrer Familie in der Wissenschaft erfolgreich ist, da diese ihre Kampfkraft als Spieler_in bereitstellt („da tankt man auf“). Im folgenden Interviewzitat wird verdeutlicht, dass Familie/Kinder die Dominantsetzung des „Lebens nur für die Wissenschaft“ relativieren („Bewusstsein, dass es eine Welt da draußen gibt“).

„Also ich meine, man kann nicht generalisieren, das soll man auch nicht, aber so in Zusammenarbeit mit kinderlosen Kolleginnen und Kollegen und **Kolleginnen und Kollegen, die Kinder haben, muss ich sagen, letztere eben haben eher vielleicht auch noch das Bewusstsein, dass es eine Welt da draußen gibt.** Und das ist manchmal nicht das schlechteste“ (WLB_24: 760-763)

Beide Zitate, die dem zweiten Muster der Nützlichkeit eines Familienlebens folgen, lassen sich allerdings auch als Legitimationserzählungen lesen, die nicht zuletzt darauf hindeuten, dass Kinder/Familie im wissenschaftlichen Feld einer Begründung bedürfen. Impliziter Referenzpunkt und damit Grund für die Legitimationsbedürftigkeit ist dabei, unserer Interpretation nach, das Leitbild des „Lebens für die Wissenschaft“. Dies wird im folgenden Interviewzitat noch deutlicher:

„**Ein Job kann aber irgendwie nicht alles sein im Leben. Nie und nimmer.** Das kann irgendwie nicht nicht nicht alles sein. Weil ich meine, was hat man davon, wenn man irgendwo eine superklasse Professur irgendwo hat, in Kanada. Und dann sitzt man allein und dann sitzt man allein mit seinem Dosengulasch (lacht). Verstehen Sie, was ich meine? **Das kann es ja dann auch nicht sein. Und wenn man 10 Jahre ganz intensiv nur Wissenschaft macht und sonst nichts mehr im Schädel hat, dann sitzt man halt irgendwann einmal alleine beim Dosengulasch. Und ist man dann irgendwie total isoliert.**“ (WLB_02: 594-599)

Die ausschließliche Hingabe an die Wissenschaft wird hier als negative Abgrenzungsfolie gebraucht („alleine mit dem Dosengulasch“). Gerade dies unterstreicht allerdings wieder die Dominanz des Leitbildes, dem nur etwas entgegengesetzt werden kann, wenn es eine befriedigende wissenschaftliche Tätigkeit wieder befördert und dem Negativszenario der völligen Weltfremdheit, Einsamkeit und ungesunden Lebensführung entgegenwirken kann. Negativ wird dieses Gegenbild auch nur dadurch,

da es seinerseits ein erfülltes Aufgehen in der Wissenschaft gefährdet. Familie und Privatheit scheinen im Umkehrschluss hingegen nicht aus sich heraus einen legitimen Stellenwert im Leben von Wissenschaftler_innen zu besitzen, sondern erscheinen hochgradig begründungsbedürftig.

Aufgrund dieser zugeschriebenen Bedeutung der verschiedenen Bereiche kann für die Wissenschaft folglich nicht von einem einfachen In-Balance-bringen von *Work* und *Life* ausgegangen werden. Damit können wir für das von uns untersuchte Feld die Annahme, dass die Wissenschaft die Freizeit strukturiert (vgl. Dressel und Langreiter 2002: 121) dahingehend spezifizieren, dass die Praktiken im wissenschaftlichen Feld nicht nur strukturierend *in* die Freizeit hineinreichen. Vielmehr konstruieren die Praktiken und Leitbilder der Wissenschaft das Leben als „Leerstelle“. Umgekehrt formuliert, wird das „Leben“ in die Wissenschaft selbst hineinverlagert. Alles außerhalb wird ausschließlich in Bezug darauf eingebracht, ob es dieses Leben unterstützt und ermöglicht oder eben nicht.

Mit dem Bezugspunkt „Leben für die Wissenschaft“ bezeichnen wir daher auf einer theoretischen Ebene jenes Verständnis, das mithilfe der Literatur wie folgt zusammengefasst werden kann: „Die Vorstellung von Wissenschaft als einer Lebensform, die kein anderes Engagement neben sich duldet“ (Beaufaÿs und Kraus 2005: 84), außer jenes, das der Wissenschaft selbst wieder in irgendeiner Weise dienlich erscheint. Aus den Ergebnissen der inhaltsanalytischen Auswertung der Verbesserungswünsche lässt sich allerdings der Wunsch nach einer Reflexion dieses „Lebens für die Wissenschaft“ über eine Diskussion des an der Universität herrschenden Arbeitsethos ablesen.

6.2. Ausdifferenzierung des Arbeitsbegriffs

Der mit der (erwerbs)arbeitssoziologischen Auseinandersetzung um die Trennung oder „Entgrenzung“ der Bereiche Arbeit und Leben verbundene Begriff der WLB zielt auf die Erfassung und letztlich Verbesserung des Zusammenspiels von Arbeit mit anderen Lebensbereichen. Kritiker_innen verweisen jedoch auf die mit dem dichotomen Begriffspaar verbundenen Implikationen, dass Arbeit und Leben voneinander unterscheidbare Bereiche wären, als würde es im Leben keine (Reproduktions)Arbeit geben, und als könne man nicht auch in der Arbeit leben, d.h. sich verwirklichen und entfalten (Jürgens 2010: 484). Unsere Analyse des wissenschaftlichen Bereichs zeigt, dass gerade dieser zuletzt angesprochene Aspekt hier von besonderer Bedeutung ist. Denn ein weiteres zentrales Ergebnis unserer Studie ist, dass die Befragten in der Beschreibung ihrer wissenschaftlichen Arbeitspraxis keine klare Trennung der Bereiche Arbeit und Leben vornehmen, sondern ein vielfältigeres und differenzierteres Bild insbesondere ihrer Arbeitsrealität zeichnen. Die im WLB-Konzept inhärente Abgrenzung der beiden Bereiche Arbeit und Leben greift daher für das Feld der Wissenschaft zu kurz.

Die Problematik der theoretischen und analytischen Trennung von Arbeit und Leben verdeutlicht sich im folgenden Interviewzitat:

„Ich würde das, **was wir machen, nicht so wirklich als getrennte Arbeit vom Leben bezeichnen, weil das ist ja das, was einen sozusagen zumindest ein bisschen erfüllt, wenn man das macht.** Deswegen könnte ich das nicht so sagen, wie wenn irgendein Verkäufer sagt: Ich verkaufe jetzt und dann gehe ich heim. Das will ich auch gar nicht und das finde ich auch eigentlich falsch. Das man das so trennt.“ (WLB_36: 838-842)

Bereits auf dieser basalen begrifflichen Ebene der Trennung von Arbeit und Leben setzt die Problematik der Verbindung von WLB und Wissenschaft an: Mit der Orientierung der wissenschaftlichen Arbeitspraxis an einem „Leben für die (oder in der) Wissenschaft“ ist die Verschmelzung der von der Arbeitssoziologie theoretisch und analytisch getrennten Bereiche nicht Problem sondern Voraussetzung. Daher erscheint die in der vorwiegend auf Erwerbsarbeit gerichteten Literatur zum Thema

Work-Life-Balance getroffene Unterscheidung zwischen Arbeit und Leben auf der Grundlage unserer Daten unplausibel. Deshalb möchten wir an die von Beaufaÿs (2006: 15) in Bezug auf die örtlichen und zeitlichen Vorstellungen zur Arbeitspraxis im wissenschaftlichen Feld getroffene Differenzierung von *Arbeit* und *Nicht-Arbeit* anschließen. Wie sich in der Analyse des Interviewmaterials zeigte, bildet dieses Begriffspaar jedoch die von den Befragten getroffenen Differenzierungen nicht zur Gänze ab. Daher möchten wir in den folgenden Ausführungen diese aufgrund der Beschreibungspraxis der Akteur_innen aus dem Material heraus erweitern und zugleich die feldspezifischen Bedeutungszuschreibungen rekonstruieren.

Arbeit wird in den Darstellungen ausdifferenziert in *erstens* „richtige Arbeit“, womit vor allem Forschung in der für das jeweilige Fach konstitutiven Sphäre – Labor, Feld, Bibliothek – gemeint ist; *zweitens* „Arbeit“, womit administrative Tätigkeiten angesprochen sind und *drittens* *Nicht-Arbeit*, womit jener „Rest“ gemeint ist, der gemeinhin als Freizeit bezeichnet wird.

6.2.1. „Richtige“ Arbeit

Als „richtige“ Arbeit bezeichnen die interviewten Wissenschaftler_innen vor allem Forschung, die durchgängig mit positiv besetztem Emotionsvokabular dargestellt wird: sie bereite Spaß und sei das, was das eigentliche Interesse an der Tätigkeit in der Wissenschaft ist. Generell wird der Bereich der „richtigen Arbeit“ (Forschung) als Referenzpunkt in den Darstellungen primärgesetzt, was an das starke Leitbild des „Lebens für die Wissenschaft“ (siehe 6.1 „Leben für die Wissenschaft“) geknüpft ist. Folgt man den Darstellungen der Interviewpartner_innen, ist die „richtige Arbeit“ also das, wofür in der Wissenschaft gelebt wird.

Die Bezeichnung „richtige“ Arbeit ist ein In-Vivo-Kode, d.h. ein aus dem empirischen Material übernommener Begriff, wie folgendes Zitat veranschaulicht:

„Also bei mir ist es auch so, das einzige, was ich ehrlich zu Hause mache sind Klausuren korrigieren, Lehre vorbereiten und E-Mails lesen, aber so **richtig arbeiten**, das mache ich, also da komme ich auch lieber am Wochenende her und mache es hier und dann ist es abgeschlossen.“ (WLB 07: 107-110)

Die interviewte Person verweist hier neben anderen zentralen Themen vor allem auf das genannte Muster „richtiger Arbeit“, das materialübergreifend vorzufinden ist. In diesem Interviewzitat wird auch deutlich, dass die „richtige Arbeit“ gegen andere Arbeitsbereiche, wie hier die Lehre („Klausuren korrigieren, Lehre vorbereiten“) oder E-Mail-Kommunikation abgegrenzt wird.

Interessant ist dabei, dass die „richtige“ Arbeit für alle Statusgruppen als Kernelement des „Lebens für die Wissenschaft“ zwar geradezu *das* konstitutive Element ihres Selbstverständnisses als Wissenschaftler_in zu bilden scheint. Dies steht indessen in einem gewissen Widerspruch zu anderen Äußerungen der Befragten, denen zu Folge es in vielen Bereichen gerade die Angehörigen der unteren Statusgruppen (Studierende, Doktorand_innen) sind, die im engeren Sinne mit der Durchführung der Forschungsarbeit (Experimente, Berechnungen etc.) betraut sind. Demgegenüber verweisen die höheren Statusgruppen, wenn sie ihren Arbeitsalltag beschreiben, darauf, dass dieser kaum durch Forschung geprägt sei, sondern eher beispielsweise Managementtätigkeiten im Vordergrund stehen. Hier ist ein Bruch erkennbar, der sich durch die Interviews mit Professor_innen und anderen Angehörigen der höheren Statusgruppen zieht. Zugespitzt formuliert, während sie aus der „richtigen Arbeit“ ihre Legitimität als Wissenschaftler_innen beziehen und die Darstellungspraxis von Arbeit die Logik des Lebens für die Wissenschaft widerspiegelt, weist ihre konkrete Darstellung der Arbeitspraxis da-

rauf hin, welchen geringen zeitlichen Anteil diese „richtige Arbeit“ überhaupt besitzt und wie stark andere Arbeitsbereiche den Alltag bestimmen.

6.2.2. Arbeit

Der zweite von uns aus dem Material heraus analysierte Bereich der wissenschaftlichen Tätigkeit bezieht sich, wie bereits erwähnt, vorwiegend auf administrative Tätigkeiten. Der Lehre kommt in diesen Darstellungen eine ambivalente Position zu, sie wird von den Akteur_innen fallweise als von der „richtigen Arbeit“ abhaltend und fallweise als fruchtbare Ergänzung der „richtigen Arbeit“ dargestellt.

Diesen Bereich bezeichnen wir schlicht als „Arbeit“ (also administrative Tätigkeiten und fallweise Lehre), da es sich im Sinne von WLB um jenen Bereich handelt, der als starke Konkurrenz zum *Leben*, verstanden als Forschung, dargestellt wird. Die Interviewten drücken dies mit einer besonders starken Metapher aus: Die für die Forschung notwendige Kreativität und Freiheit werden durch administrative Aufgaben „abgetötet“. Administration hält davon ab, der Leidenschaft, einem zentralen Aspekt des „Lebens für die Wissenschaft“ nachzugehen, wie eine interviewte Person ausführt:

„So ein Forschungstag, oder eine Forschungswoche, die braucht Energien und diese Energien kommen her aus den zwischenmenschlichen Sachen, aus der Lehre und aus den Gesprächen mit Kollegen. Alles andere tötet, **Verwaltung tötet alles wieder ab.**“ (WLB_05: 86-88)

Dahingehend interpretieren wir auch das folgende Zitat, in dem ebenso darauf verwiesen wird, dass administrative Tätigkeiten von der Forschung abhalten, noch dazu, da die dadurch unterdrückte Forschungszeit dazu verwendet wird, die „richtige“ Arbeit über den *performance record* messbar machen zu lassen:

„Wenn man aber sieht, **dass es für einen (lacht) sinnlos ist, wie der Verwaltungsapparat aufgebläht wird und dass man eigentlich schauen muss, dass man in einen *performance record* irgendwelche Sachen hineinbringt, wo man sagt: Das war komplett für die Fische und ich möchte viel lieber an meinen Forschungssachen weiterarbeiten.** Dann kann das demotivierend sein.“ (WLB_10: 345-348)

Die „richtige Arbeit“, der – wie oben ausgeführt – ein hoher, auch emotionaler Wert zugeschrieben wird, wird durch administrative Tätigkeiten in die Zeitnischen des universitären Arbeitsalltags gedrängt. Dies wird im folgenden Zitat etwa mit der Formulierung „Rest ist Zeit für freie Forschung“ verdeutlicht:

„Also das liegt an mir, ich könnte halt die Forschung ein bisschen reduzieren und dafür mehr Freizeit und Sonstiges machen, das wäre schon drinnen. **Aber das Problem ist natürlich mit der Arbeitszeit, man hat gewisse Dinge, wie Lehre, Verwaltung und so Standardbetrieb, der halt laufen muss. Und der Rest ist Zeit für freie Forschung.** Wenn ich jetzt in der Woche um fünf Stunden mehr arbeite, **sind diese fünf Stunden rein für die freie Forschung. Das heißt, es sind quasi wertvollere Stunden.**“ (WLB_09: 384-388)

Dahingehend unterstützen auch die Ergebnisse der inhaltsanalytischen Auswertung der Verbesserungswünsche der wissenschaftlich Angestellten der Universität Graz unsere offenen Interpretationen, denn der als zu hoch problematisierte Verwaltungsaufwand wird explizit kritisiert. In diesem Kontext tritt der Wunsch nach Entlastung der höheren Statusgruppen von Verwaltungsaufgaben durch mehr personelle Ressourcen deutlich hervor.

Eine ambivalente Position in den Darstellungen der „Arbeit“ nimmt die Lehre ein, da sie einerseits als notwendig und wertvoll beschrieben wird, andererseits aber von den Befragten betont wird, dass sie von der „richtigen“ Arbeit abhält, wie folgendes Interviewzitat zeigt:

„Aber für meine **Forschung** ist meine **Lehre**, die ich halten muss, **hinderlich**. Das ist ganz klar, weil es einfach mehr Zeit ist. [...] 300 Studierende sind in einer Vorlesung, selbst wenn nur zehn Prozent E-Mails schreiben und Ähnliches machen, das dauert bis man die administriert, bis die Prüfungen angeschaut sind, korrigiert sind, weil Prüfungseinsichten kommen. **Das ist einfach totale Zeit, die dann weg kommt, die dann wegfällt, das ist da.**“ (WLB_19: 276-281)

Aufgrund dieser Art und Weise der Darstellung, ordnen wir die Lehre dem Bereich der Arbeit zu. Zentral hierfür ist der Befund, dass auch zwischen Forschung und Lehre ein Verhältnis der Zeitkonkurrenz formuliert wird, analog wie dies hinsichtlich der administrativen Aufgaben geschieht.

„Bei der Lehre misst man sich an dem, ob man gut ankommt, ob man Rückmeldung bekommt von den Studenten, dass die Lehrveranstaltung interessant war und so weiter. Und, was auch wieder viel Input erfordert, dass man die Studenten mitreißen kann, dass man interessante Inhalte bietet. **Das erfordert auch immer viel Vorarbeit, Nacharbeit und so.** Also kann man sich nicht jedes Jahr mit demselben Programm hinein stellen.“ (WLB_08: 237-240)

In Bezug auf das Verhältnis zwischen Forschung und Lehre geben auch die Ergebnisse der inhaltsanalytischen Auswertungen der Verbesserungswünsche Aufschluss. Ähnlich dem Bereich der Administration wird auch hier der Wunsch nach einer produktiveren und ausgeglicheneren Gestaltung des Verhältnisses zwischen Forschung und Lehre bzw. Betreuung formuliert sowie nach Sichtbarmachung und Anerkennung von Leistungen im Bereich der Forschung, aber auch der Lehre. Jedoch solle der von den Befragten ohnehin als Kontrollinstrument problematisierte *performance record* nicht als alleinige Messlatte für wissenschaftliche Leistung herangezogen werden.

6.2.3. Nicht-Arbeit

Den dritten Bereich, den die Akteur_innen relevant machen, bezeichnen wir in Anlehnung an Beaufaÿs (2006) als „Nicht-Arbeit“ – d.h. wir verwenden für die Bezeichnung dieses Bereichs einen „geborgten“ theoretischen Kode aus der Literatur. Diese Begriffswahl ist bezogen auf die Darstellungsweise dieses Bereichs, der in den Erzählungen auf Distanz zum „Leben für die Wissenschaft“ gebracht wird. Die Negativsetzung der Freizeit als *Nicht-Arbeit* verweist auf die in den Interviews zum Ausdruck kommende implizite Regel des wissenschaftlichen Feldes, dass es kein Leben außerhalb der Wissenschaft zu geben habe, schon gar keine als scheinbar einnehmend definierte Privatheit in Form von Familie. Wie bereits zu sehen war (vgl. 6.1.4), scheint die „Restkategorie“ Nicht-Arbeit hingegen nur dann als legitim darstellbar, wenn daraus Energie für das Nachgehen der Arbeit oder richtigen Arbeit gewonnen werden kann. Diese „Restkategorie“ verstehen wir folglich als auf die Ausdifferenzierung von Arbeit bezogenes, also in den Darstellungen der Arbeitspraktiken vorfindbares Korrelat der „Leerstelle Leben“, im Rahmen derer innerhalb des Leitbildes eines „Lebens für die Wissenschaft“ Freizeit bzw. Privatheit delegitimiert wird.

Aus einer geschlechtersoziologischen Perspektive wird in der von den Akteur_innen beschriebenen praktischen Umsetzung der Trias „richtige Arbeit“, Arbeit, Nicht-Arbeit im Kontext des „Lebens für die Wissenschaft“ folgendes deutlich: Die Darstellungen verweisen auf ein Denken in traditionellen Bahnen, da Vereinbarkeit primär in Bezug auf Beruf und Familie bzw. Kinderbetreuung und als „Frau-

enproblem“ gedeutet zu werden scheint (siehe Abschnitt 6.4 Unvereinbarkeit). Andere Verpflichtungen wie etwa Pflege werden nur punktuell relevant gemacht.

6.2.4. Emotionale Belastungen im Kontext von WLB

Im Zuge der materialnahen Analysen ist in Bezug auf die Begriffsfassung Work-Life-Balance, die besonders auf die Spannungen zwischen Berufs- und Privatleben hinweist, ein bisher kaum vordergründig behandelter Aspekt aufgetreten. Die Vereinbarung von „richtiger Arbeit“, Arbeit und Nicht-Arbeit betrifft nicht nur ein individuelles und organisationales Management, sondern hängt im wissenschaftlichen Feld, das von prekären Arbeitsverhältnissen geprägt ist (vgl. Binner u. a. 2010), auch mit der emotionalen Ebene zusammen: In den Erzählungen der Akteur_innen wird der durch Planungsunsicherheiten, die durch kurzfristige Anstellungsverhältnisse dem wissenschaftlichen Karrierepfad eingeschrieben sind, entstehende – und von den Interviewpartner_innen als solcher wahrgenommene – Druck problematisiert. Aus dem Material lässt sich ein bedeutender Einfluss dieses Drucks auf die Beschreibung und Bewertung der eigenen WLB und den dargestellten Gestaltungsspielraum der Akteur_innen in Bezug auf eine längerfristige befriedigende Vereinbarkeit von Beruf und anderen Lebensbereichen rekonstruieren, wie das folgende Zitat veranschaulicht:

„I: Also würdest Du sagen, hast Du eine gute Work-Life-Balance?

WLB_10: Momentan nicht, nein, aber habe ich bis jetzt immer gehabt, [...] Aber das muss ich auch sagen, das zerrt irgendwie trotzdem, nein, ich habe es momentan überhaupt nicht. [...] **Nur jetzt ist das im Hinterkopf schon: Was dann nach den zwei Jahren? Also das merke ich, das belastet.** [...]

I: Ja. Wo Du gesagt hast, momentan nicht, sind es da ganz bestimmte Tätigkeiten, die Du ausüben musst, oder ist es das, wo Du sagst, ja Du weißt nicht, wie es weitergeht?

WLB_10: Das ist es, Tätigkeit überhaupt nicht. Ganz im Gegenteil, das interessiert mich sehr, ich **würde das gerne weitermachen**, ich würde das bis zur Pensionierung und darüber hinaus machen. Und das **frustriert** dann, dass man das, was man gerne macht und was man auch ein bisschen kann, nicht machen kann und weil es eigentlich nachher keine Möglichkeiten [...] **das ist die Balance, was nicht so balanciert.**“ (WLB_10: 460-472)

Dahingehend kann auch die inhaltsanalytische Auswertung der Verbesserungswünsche an die Universität Graz verstanden werden, denn die interviewten Wissenschaftler_innen äußern den Wunsch, dass die Universität die Situation, die durch prekäre Bedingungen entsteht, selbst auch dadurch abfedert, dass zukünftige und bestehende Mitarbeiter_innen nicht in langer Ungewissheit bezüglich ihrer Anstellung und möglicher Zukunftsperspektiven gehalten werden. Neben diesem Wunsch auf der Ebene der Universität wird hier auch die Ebene der Vorgesetzten adressiert, deren Rolle im Kontext der (Nachwuchs)Karriereförderung betont wird. Die interviewten Wissenschaftler_innen äußern hier vor allem den Wunsch, dass Vorgesetzte ihre Erfahrungen in der *scientific community* an den Nachwuchs weitergeben. Damit zusammenhängend besteht vor allem der Bedarf, dass von Seiten der Vorgesetzten Zukunftsperspektiven für Nachwuchswissenschaftler_innen eröffnet werden. Darüber hinaus wird der grundsätzliche Wunsch deutlich, mit prekären Arbeitsbedingungen offener kommunikativ umzugehen, um sie so auch thematisierbar zu machen. Dahingehend werden neben einer offenen Kommunikationskultur mit Vorgesetzten auch Karriereförderungsprogramme sehr begrüßt.

6.3. Präsent-Sein als zentrale Anforderung im wissenschaftlichen Feld

Aus den Darstellungen kann geschlossen werden, dass es in der wissenschaftlichen Arbeitspraxis nicht nur darum geht *da*, d.h. physisch anwesend zu sein, sondern vor allem darum, *dabei* d.h. *präsent zu sein*. Das bedeutet, es geht nicht (nur) um Sehen und Gesehen-Werden, sondern um Wahrnehmen und Wahrgenommen-Werden. Aus den Interviews wird daher deutlich, dass Präsenz eine aktive Herstellungsleistung der Wissenschaftler_innen ist, mit der diese dafür Sorge tragen, dass sie wahrgenommen werden bzw. als präsent erscheinen. Die Äußerungen der Befragten lassen dabei auf unterschiedliche Praktiken der Herstellung und Wahrung von Präsenz in unterschiedlichen miteinander verwobenen Dimensionen schließen. Für die Darstellung der eigenen Person als Akteur_in des Feldes scheint die Kombination der Praktiken aller drei Dimensionen notwendig, d.h. es reicht nicht aus, nur eine dieser drei Dimensionen zu bespielen.

Die Stärke der von den Akteur_innen in Bezug auf Präsenz gewählten Todesmetaphorik, die in kaum überbietbarer Weise den Kontrast zum „Leben für die Wissenschaft“ verdeutlicht, zeigt die Wichtigkeit dieser Performanceleistung im wissenschaftlichen Feld. Darüber hinaus korrespondieren die Praktiken der Herstellung und Wahrung von Präsenz mit dem Leitbild des „Lebens für die Wissenschaft“, denn die Präsenzpraktiken können auch als Performance, mit dem Kopf ständig in der Wissenschaft zu sein, gelesen werden. Allerdings haben wir den Eindruck, dass es sich bei Präsenz um eine grundlegende Spielregel des wissenschaftlichen Feldes handelt, die auch von jenen Akteur_innen bedient wird, die das „Leben für die Wissenschaft“ nicht in all seinen Facetten gutzuheißen scheinen.

Aussagen darüber ob bzw. wie die interviewten Personen diese Präsenzleistungen im Alltag erbringen, sind mit der Methode des Interviews kaum möglich. Jedoch erlauben uns neben den von den Interviewpartner_innen beschriebenen Relevanzen vor allem auch das *impression management* (Goffman 1956) in der Interviewsituation Rückschlüsse darauf, dass diese Anforderungen als Norm verstanden werden. Denn in den Interviews werden meist keine direkten Absender_innen dieser Anforderungen genannt, d.h. es handelt sich um implizite, eingeschriebene Regeln im untersuchten Feld.

Wir haben folgende Dimensionen der Herstellung und Wahrung von Präsenz aus dem Material heraus gebildet:

6.3.1. Dimension des wissenschaftlichen Lebenslaufes

Im Rahmen der Präsenz Anforderung zeichnen die Akteur_innen im Kontext des im wissenschaftlichen Feld als „Währung“ lesbaren Lebenslaufes das Idealbild eines lückenlosen CVs, der keine „Totzeiten“ beinhaltet bzw. sichtbar werden lässt. Das heißt, der CV sollte, so die Darstellung der Akteur_innen im Feld, so sein, dass auf eine kontinuierliche Karriere und damit ständige Beschäftigung der Akteur_in mit Wissenschaft geschlossen werden kann, wie das folgende Zitat veranschaulicht:

„Ich selbst habe zwei **Kinder**, [...] und ich habe schon eine **Delle gehabt in der Performance**. Eine ganz bewusste, weil ich gewusst habe, Forschung ist nicht so wichtig wie meine Kinder. Das ist einfach, das ist eine **Hierarchie**.“ (WLB_23: 178-180)

In dieser Interviewpassage geht es zunächst vordergründig darum, dass den Kindern Priorität gegenüber der wissenschaftlichen Tätigkeit eingeräumt wird. Indessen wird bei genauerer Betrachtung deutlich, dass der CV Schaden genommen habe („Delle“). Eine zeitweilige Priorisierung der Familie, so der Befund also, beschädigt die Performanceleistung lückenloser Präsenz. Insofern bestätigt diese

Passage, dass ein zusätzliches Leben außerhalb der Wissenschaft – kurzzeitig, mit Sicherheit aber auf Dauer, – nicht möglich ist: Wissenschaft und andere Lebensbereiche können, dieser Logik folgend, nicht gleichberechtigt nebeneinander existieren, sondern stehen stets in einem hierarchischen Verhältnis zueinander.

6.3.2. *Dimension der scientific community*

Die mit dieser Dimension verbundenen dargestellten Praktiken beziehen sich auf das „Wahrgenommen-Werden“ in der scientific community; die interviewten Personen machen hier vor allem Konferenzteilnahmen, Publikationen und Networking relevant. Über die Wichtigkeit dieser Präsenzleistung gibt die folgende Interviewpassage exemplarisch Aufschluss:

„Gefordert in dem Sinn hat jetzt überhaupt niemand irgend etwas. **Aber wenn du irgendwie weiterkommen willst, musst halt trotzdem auch schauen, dass du da [auf Konferenzen] jetzt irgendwie präsent warst.** Eben, das ist einer der Punkte, die ich mir [...] vorgenommen habe, dass ich eben zwei, drei **Artikel** auch noch zustande bringe.“ (WLB_03: 209-212)

Eine in den Erzählungen spannungsgeladene Position kommt dabei dem *performance record* zu, den die Akteur_innen als spezifische Ausformung von Anforderungen bestimmter Disziplinen, die durch die universitäre Umsetzung auf alle Disziplinen (ohne Rücksicht auf deren Spezifika) übertragen werden, darstellen. Die Einschätzung der damit verbundenen Publikationsnormen divergiert in den Darstellungen deutlich, wobei Personen aus *scientific communities*, in denen das naturwissenschaftliche Publikationsleitbild ohnehin die Norm darstellt, den *performance record* weniger problematisieren als Personen, in deren Fächern andere Publikationsnormen gelten. Diese sehen darin ein Kontrollinstrument der Universität zur Leistungsbeurteilung anhand von fachfremden Maßstäben. Darüber hinaus dient der *performance record* als Möglichkeit zur Darstellung einer lückenlosen Beschäftigung mit der Wissenschaft und korrespondiert damit mit der Dimension des wissenschaftlichen Lebenslaufes.

6.3.3. *Dimension der „alltäglichen“ wissenschaftlichen Arbeit*

Die mit dieser Dimension verbundenen Praktiken beziehen sich auf die Herstellung und Wahrung von Präsenz im „wissenschaftlichen Arbeitsalltag“; als hierfür zentrale Praktiken lassen sich unter anderem die physische Anwesenheit der Akteur_innen an ihrem universitären Arbeitsplatz (teilweise weit) über das vertraglich festgelegte Stundenausmaß hinaus ausmachen. Dies veranschaulicht etwa folgendes Zitat, in dem die Interviewpartnerin auf die (antizipierten) Sanktionen gegenüber „Normalarbeitstagen“ verweist:

„**Ich glaube, wenn man da nach sechs Stunden gehen würde oder nach acht Stunden, da würde jeder (räuspert) schauen.** Also das ist nicht üblich.“ (WLB_37: 372-373)

Neben der physischen Anwesenheit kann auch die Kommunikation über E-Mails als alltägliche Praktik der Herstellung und Wahrung von Präsenz gedeutet werden. Interessant ist dabei, dass der E-Mail-Kommunikation zwar eine bedeutende zeitliche und inhaltliche Rolle zugesprochen, der Umgang mit dieser aber dennoch nicht als eigener Arbeitsbereich beschrieben wird. Wie es die interviewten Personen beschreiben, geschieht E-Mail-Kommunikation nicht „nebenbei“, sondern beansprucht fast einen eigenen Arbeitsbereich. Einige Interviewpartner_innen erzählen, dass sie für E-Mail-Kommunikation eigene Zeitfenster im Arbeitsalltag einrichten und diese eben nicht fortwäh-

rend „nebenbei“ bearbeiten. Auf diese Weise erringen sie mehr und längere ungestörte Zeiten für konzentrierte Forschungsarbeit.

„Also wenn ich zum Beispiel weiß, ich möchte heute unbedingt das und das, diesen und jenen Text fertig bringen, diesen und jenen Arbeitsschritt, dann **schalte ich das E-Mailprogramm gar nicht an, um da möglichst intensiv zu arbeiten.**“ (WLB_41: 122-124)

Diese Interviewpassage verdeutlicht auch, dass ein organisierter Umgang mit E-Mails möglich zu sein scheint, ohne die vom Feld geforderte Präsenz zu gefährden. Allerdings fällt auch auf, dass die Akteur_innen teilweise zu rabiaten Mitteln greifen (müssen) – etwa das Programm ganz ausgeschaltet zu lassen –, um die Abgrenzung sicherzustellen. Dies deutet darauf hin, dass Abgrenzung eine aktive Leistung ist. Diese Abgrenzungsarbeit durch das Errichten klarer „Mauern“, so scheint sich auch abzuzeichnen, ist ganz individuell zu erbringen, denn sie verhält sich augenscheinlich gegenläufig zur allgemeinen Anforderung durchgängiger Präsenz. Der von den Individuen zu meisternde Widerspruch besteht also zwischen zwei Präsenzansforderungen, der, per E-Mail unablässig präsent zu sein, und jener, gleichzeitig konzentriert zu forschen, um der Anforderung, in der *scientific community* oder im *performance record* mit Publikationen lückenlos präsent zu sein, gerecht zu werden. Kurzum, E-Mails haben in den Darstellungen eine spannende Relevanz: Sie sind ein zentrales Medium, um beständig Präsenz herzustellen und damit kontinuierlich wissenschaftliche „Lebenszeichen“ zu senden. Gleichwohl beanspruchen sie kostbare Ressourcen (wie Konzentration und Aufmerksamkeit) der Akteur_innen in hohem Maße und müssen daher ständig im Auge behalten werden, wie folgendes Interviewzitat veranschaulicht:

„I: Wenn Sie, wo Sie gesagt haben, Sie arbeiten auch von zu Hause aus, oder am Wochenende, oder in der Nacht. Sind Sie dann eigentlich immer erreichbar, zum Beispiel per E-Mail? Weil man hört ja oft in der Wissenschaft.

WLB_8: (zeitgleiches Sprechen) So ist es, ja. **Permanent erreichbar**, außer es gibt natürlich Zeiten, wo ich jetzt einmal echt abschalte. Aber das tut man schon nicht mehr, leider, das ist ein Nebeneffekt, dass man permanent online ist und permanent erreichbar, mit allen Konsequenzen, dass man **halt auch nervös herumhängt manchmal**, (seufzend) so in dieser Richtung.“ (WLB_08: 344-349)

Unabhängig davon, ob Grenzen zwischen Arbeit und Freizeit für die wissenschaftliche Arbeitspraxis relevant sind bzw. relevant gemacht werden, können wir folgenden Schluss ziehen: E-Mails wird in den Darstellungen zugeschrieben, mit ihrer Materialitäts- und Zeitlosigkeit über Bereichsgrenzen erhaben zu sein und ihnen scheint die Macht zugesprochen zu werden, über Informations- und Kommunikationstechnologien den Anspruch auf Präsenzperformance von der Arbeit in die Nicht-Arbeit auszuweiten.

Hier schließt auch ein Ergebnis der inhaltsanalytischen Auswertung der Verbesserungswünsche an, denn zum einen problematisieren die interviewten Wissenschaftler_innen die „E-Mail-Flut“ und zum anderen wird deutlich, dass der Umgang mit ihr die Befragten vor große Schwierigkeiten stellt. Denn ständige Erreichbarkeit und das rasche Antworten auf E-Mails scheinen als Mittel zur Messung von Präsenz und damit als Indikator für das Engagement für die Wissenschaft gelesen zu werden. Aus diesen Darstellungen könnte folgende Intervention abgeleitet werden: Der oft angesprochenen „E-Mail-Flut“ könnte mit einer entsprechenden Berücksichtigung in der alltäglichen Arbeitsorganisation entgegengekommen werden.

6.4. Unvereinbarkeitsdiskurs im wissenschaftlichen Feld

In den Interviews wird regelmäßig betont, Kinder und Wissenschaft seien unvereinbar. In ihrer Regelmäßigkeit sind sie als Äußerungen eines Diskurses zu begreifen, den wir als Unvereinbarkeitsdiskurs bezeichnen. Diesem Diskurs zufolge ist die Vereinbarkeit von Wissenschaft mit dem Projekt der Versorgung von Kindern außerhalb des Denk- und Sagbaren. Dies gilt jedoch, wie wir rekonstruieren können, nicht für alle Mitglieder der Wissenschaft, sondern wird allein mit der Gruppe der Frauen verbunden. Frauen haftet also, so unser Befund, durchgängig das Thema Kinder und Familie an. Mehr noch, die Vereinbarkeitsfrage in der Wissenschaft hat sich als Problem für und von Frauen diskursiv verfestigt, was daran abgelesen werden kann, dass diese Problematisierung beständig und über alle gegenteiligen Erfahrungen hinweg reproduziert wird. Wie wir zeigen werden, sind gerade hier die Brüche, die sich in den Äußerungen der Befragten erkennen lassen, besonders aufschlussreich. Sie geben einen deutlichen Hinweis darauf, dass gelebte Praxis und Denkordnung auseinanderfallen und der Diskurs über die Unvereinbarkeit die selbstverständliche Lebbarkeit integrierter Lebensentwürfe praktisch begrenzt oder – zumindest – den Blick auf diese verdeckt und sie so außerhalb des denk- und artikulierbaren Möglichkeitsrahmens stehen.

6.4.1. Brüche zwischen der Darstellung der Unvereinbarkeit von Kind(ern) und Wissenschaft und erzählten Alltagsbeispielen der Vereinbarung

In den Darstellungen der Akteur_innen über ihre Arbeit und ihr Feld tun sich in Hinblick auf die Vereinbarkeit von Kind(ern) und Wissenschaft auffällige Widersprüche und Brüche zwischen einer Darstellung der Unvereinbarkeit und Alltagsbeispielen der Vereinbarung auf. Wobei zwar alltagspraktische Umsetzungen der Vereinbarung anhand eigener Erfahrungen erzählt werden, zugleich jedoch an der grundsätzlichen Unvereinbarkeit von wissenschaftlicher Karriere und Kind(ern) festgehalten wird:

„Was die Karenzzeiten, also wenn man Kinder hat, anbelangt. Das ist ein Problem. Also in normalen Dissertationen ist es mir, Gott sei Dank, noch nie passiert. [...] Wenn die Person während der [Projekt]Laufzeit raus fällt, ist das, was dann quasi als Loch entsteht, das kann ich nicht hinten anhängen. Also das wissen die aber alle. Das ist ein Problem. Das ist ein großes Problem. Wir haben es bis jetzt immer retten können. Also es ist noch nie passiert. [...] Reden Sie vielleicht mal mit [einer Mitarbeiterin], die hat ein Kind gekriegt, relativ spät sogar, und die hat sich entschieden, Kind. Dann ist dieses Loch entstanden und dann ist sie schon, während sie noch Kinderzeit gehabt hat, ist sie immer wieder gekommen. Habe ich gesagt: [Name der Mitarbeiterin], ich will dich hier nicht sehen, weil [dein Kind] ist ja klein. [nächster Satz indirekte Rede der Mitarbeiterin] Ah, man wird so blöd im Kopf, immer nur. [...] Und ich glaube, sie wäre unglücklich, wenn sie nur mit dem Kind alleine herumsitzen würde.“ (WLB_23: 166-178)

In dieser Interviewpassage wird Wissenschaft grundsätzlich das Problem der diskontinuierlichen Präsenz bedingt durch Karenzzeiten hervorgehoben. Allerdings wird gleich darauffolgend das Beispiel einer Mitarbeiterin erzählt, die ein Kind bekommen hat und dann sei zwar ein „Loch“ entstanden. Dennoch sei sie „immer wieder gekommen“, obwohl der Vorgesetzte sie „hier nicht sehen wollte“. Schlussendlich schließt er die Erzählpassage mit einer positiven Einschätzung der Mitarbeiterin und ihrer Hartnäckigkeit („sie wäre unglücklich, wenn sie nur mit dem Kind alleine herumsitzen würde“).

Der in dieser Interviewpassage vorkommende Bruch zwischen der Problemdarstellung, dass Kind(er) und Wissenschaft grundsätzlich nicht oder nur schwer vereinbar seien und der gleich darauf folgenden Schilderung eines konkreten Beispiels, in dem Vereinbarkeit von Kind und Wissenschaft gelingt, ist eine nähere Betrachtung wert. Denn eigentlich zeigt das Beispiel das Gegenteil des zuvor behaupteten.

teten Problems. D.h. trotz in der eigenen Erfahrung vorhandener Alltagsbeispiele, die auf die Vereinbarung von Wissenschaft und Kind(ern) verweisen und die im Interview erzählt werden, wird an der grundsätzlichen Problemwahrnehmung festgehalten bzw. das Beispiel zur bloßen Illustration der Problematisierung verkürzt. Insbesondere in der Formulierung, man habe es „immer retten können“ steckt schon ein Hinweis darauf, dass es sich bei dem Erzählten nicht um einen Einzelfall handeln kann. Aber auch die Sicht auf die Sachlage als „Rettung“ zementiert die dominante Problemwahrnehmung, denn Rettung braucht es in der Not, in einer Krise, bei drohendem Untergang oder Verlust. All dies sei „bis jetzt“ immer abgewendet worden. Damit verdeutlichen diese Äußerungen, dass Elternkarenz eben nicht im Sinne normaler Abläufe im Leben von Wissenschaftler_innen und im Universitätsbetrieb erscheint, sondern im Bild der „Rettung“ ein prinzipielles Krisenszenario heraufbeschworen wird. Der Unvereinbarkeitsdiskurs wird also gerade durch solche auffälligen Brüche zwischen dominanten grundsätzlichen Äußerungen über Vereinbarkeit als Problem und erzählten Gegenbeispielen sichtbar, die im Blick der Akteur_innen allenfalls als Ergebnis eines Krisenmanagements, aber nicht als selbstverständlicher Teil organisationaler Praktiken, Gestalt annehmen.

6.4.2. Elemente des Unvereinbarkeitsdiskurses

Interessant ist die folgende Passage aus einem Interview mit einem Mitarbeiter, der selbst in Karenz war. Wie im Interview deutlich wird, hat er diese Karenzzeiten nicht als „Loch“ in seiner eigenen wissenschaftlichen Arbeit wahrgenommen. Trotzdem reproduziert er den Unvereinbarkeitsdiskurs, und zwar generalisiert er diesen in Bezug auf die Gruppe der Frauen und nimmt Männer dezidiert davon aus:

„was man braucht am Beginn einer wissenschaftlichen Karriere, ist üblicher Weise eine gewisse Hartnäckigkeit und dahin gehend, dass man auch sagt: Ok, jetzt ist einmal drei Monate nichts [...]. Das kann ich vielleicht leichter **als Mann, der irgendwie im Hinterkopf nicht so eingepägt die Vorstellung hat, dass irgendwann einmal zwischen 28 und 35 sowieso so eine Art Bruch kommen wird in der Karriere.** [...] Währenddessen [...] ich schon den Eindruck hatte, **dass Frauen das natürlich in ihrer Lebensplanung mithaben und auch die Konsequenzen, die das hat im Allgemeinen.** Und es kann sein, dass in Vorausschau auf diese ohnehin irgendwann einmal auch **gewollte Diskontinuität**, dass man da vielleicht von diesem Wickel-Wackel [Unbeständigkeit/Unsicherheit] an der Universität sich ein bisschen abgeschreckt fühlt. **Dass Frau sich da vielleicht ein bisschen abgeschreckt fühlt.**“ (WLB_41: 442-455).

Während man es also „als Mann“ leichter habe, sei bei Frauen der Karriereknick quasi vorprogrammiert. Dieser Geschlechterbezug stellt ein wesentliches Element des Unvereinbarkeitsdiskurses dar. Noch weiter zugespitzt wird die als spezifisches „Frauenproblem“ verstandene Unmöglichkeit der Vereinbarkeit in einer Passage aus einem anderen Interview:

„Es ist jetzt **gerade für Frauen extremst schwierig.** Weil irgendwann **sollte doch noch irgendwie auch Familie ein bisschen Platz haben.** Und ich denke mir, gerade irgendwie so vom Timing her, ich meine, es gibt nie den richtigen Zeitpunkt, aber da dann irgendwie irgendwann dazwischen noch Kinder zu kriegen. **Auf die Kinder dann zu schauen auch.** Und dann **nebenbei** noch zu publizieren und am Ball zu bleiben. Das ist schon irgendwie ein Ding. Da geht es uns Männern gut. Das muss man einfach echt sagen. Das ist wirklich eine ziemliche Krux [Problem]. **Also ich bin mit dem Problem deshalb im Besonderen konfrontiert, weil wir haben ja eigentlich fast nur Kolleginnen.** [...] **Und wenn die [Frauen] aber dann irgendwie so in die Wissenschaft drängen, muss man halt sagen: Da muss man sich echt überlegen: Wie schaffe ich das familiär?** Ich meine, das geht al-

les, wenn man es wirklich will. Aber da muss man halt schon irgendwie extremst dabei sein.“ (WLB_02: 179-187)

Die Zuspitzung wird in einer weiteren Generalisierung deutlich: Mit der Formulierung, dass Frauen „in die Wissenschaft drängen“ und dem Hinweis, dass dies angesichts familiärer Verpflichtungen prinzipiell überdacht werden müsse, wird zuweilen in diesem Zusammenhang sogar die Frage aufgeworfen, ob Frauen überhaupt in die Wissenschaft passen. An diesen und anderen, ähnlich gelagerten Interviewzitat wird beispielhaft deutlich, dass nicht nur die Annahme der Unvereinbarkeit von den Befragten insbesondere Frauen zugeschrieben wird, sondern auch die Zuständigkeit und Verantwortung für die Vereinbarung von Karriere und Familie als „Frauensache“ betrachtet wird. Mehr noch: Frauen werden in den Interviews zu (potenziellen) Müttern gemacht. (Antizipierte) Mutterschaft erscheint als unvereinbar mit dem im untersuchten Feld geforderten „Leben für die Wissenschaft“. Ohne dass Frauen explizit vom Platz verwiesen werden, haben solche Äußerungen doch eine enorme Sprengkraft, da sie das Potenzial besitzen, das Verhältnis von Frau und Wissenschaft grundsätzlich im Sinne eines latenten Antagonismus zu fassen und auf ganz grundsätzlicher Ebene als Problemkonstellation zu behandeln.

Die Zuschreibung, dass Frauen für die Kinderbetreuung zuständig sind und dies einen „Hinderungsgrund“ für eine wissenschaftliche Karriere darstellt, wird auch im folgenden Zitat aus dem Interview mit einer Wissenschaftlerin gemacht. Dies geschieht in einer Weise, die die widersprüchliche Situation, die Frauen auch heute in der Wissenschaft alltäglich erleben, veranschaulicht:

„Ich merke selber, dass ich, ich **habe immer so getan, als sei ich kinderlos an der Uni.** [...] und dann habe ich mich intuitiv immer bemüht, möglichst fulltime zur Verfügung zu stehen und nicht anmerken zu lassen, dass ich Kinder habe, **weil Kinder ein Hinderungsgrund sind.**“ (WLB_05: 339-346).

Der Widerspruch zwischen gelebter Vereinbarung und deren alltäglicher Unsichtbarmachung bringt die Interview-Partnerin indessen nicht dazu, die Logik des Unvereinbarkeitsdiskurses zu verlassen. Dessen Wirkmächtigkeit wird hier besonders deutlich, weil die Befragte die Unvereinbarkeit entgegen eigenen widersprüchlichen Erlebens noch weiter untermauert. Wie sich außerdem im weiteren Verlauf des Interviews zeigt, hat sich der Diskurs geradezu materialisiert, nämlich in der Gefühlswelt der Gesprächspartnerin „eingenistet“. Folgt man der Aussage der Befragten, so handelt es sich um etwas, was auf der Ebene der Affekte verankert ist, Affekten also, die darauf zielen, dass Frauen eine besonders strenge Präsenz-Performance der Kinderlosigkeit und der vollständigen, ungebrochenen Hingabe an die Wissenschaft abverlangt wird. Das folgende Zitat zeigt diese Affektebene in einer Mischung aus kritischer Reflexion und Bekräftigung:

„**Ich glaube, da muss ich mich sehr an die eigene Nase fassen, wenn unsere Assistentin, die jetzt eine befristete Stelle hat und in dieser Zeit ihre Dissertation schreiben soll, wenn die jetzt ein Kind bekäme und das würde sich verzögern, würde ich wahrscheinlich unerschwinglich ein bisschen aggressiv werden.** [...] Mit solchen Sachen muss ich dann umgehen, also ich verhalte mich dann nicht so, aber ich merke, ich habe diese Affekte, dass ich das **unwillkürlich verlange von Frauen, dass sie auch zeigen, dass sie sich vor allem für den Job engagieren.**“ (WLB_05: 354-360).

Im Rahmen dieses Unvereinbarkeitsdiskurses finden wir folglich *vergeschlechtlichte* und wiederum *vergeschlechtlichende* Zuschreibungen: Erstens werden Frauen *als Frauen* relevant gemacht, indem alle Frauen als potenzielle Mütter dargestellt werden und damit tendenziell unter „Generalverdacht“ stehen, es mit dem „Leben für die Wissenschaft“ nicht vollständig ernst zu meinen. Daher bedarf es

von ihnen möglicherweise doppelter Anstrengungen in Sachen Präsenzperformance. Zweitens wird die Verantwortung für Kinderbetreuung und damit die Aufgabe der Vereinbarung von Kind(ern) und Wissenschaft im traditionellen Muster Frauen zugeschrieben. Und Wissenschaft wird – drittens – generell als unvereinbar mit Kind(ern) dargestellt.

Dieser Denkklogik folgen ganz unterschiedlich positionierte Akteur_innen, d.h. unabhängig von ihrem Geschlecht, ihrer Position in der universitären Hierarchie, ihrer epistemischen Arbeitspraxis und ggf. eigener Elternschaft. Dies legt neben den bereits beschriebenen Brüchen den Schluss nahe, dass es sich um einen ausgesprochen hartnäckigen Diskurs im untersuchten Feld handelt, der als Hintergrundwissen in den (inkorporierten) Praktiken der Akteur_innen seine Wirksamkeit entfaltet und in den Äußerungen in den Interviews (teilweise) zum Ausdruck kommt.

Unvereinbarkeit bezieht sich nicht nur im streng ökonomischen Sinne darauf, dass in die Kinderbetreuung Ressourcen fließen, die der wissenschaftlichen Produktivität dann fehlen würden, sondern als unvereinbar wird alles – aber vor allem Kinder – dargestellt, was einem Leben für die Wissenschaft im Weg stehen könnte, weil es die Qualität einer eigenen Lebenssphäre mit eigenen Anforderungen an die Zeit und Aufmerksamkeit der Akteur_innen zeigt. Kurz: Neben der Wissenschaft kann nur jenes noch Platz finden, was sich eben auch wirklich nebenbei tun und jederzeit wieder lassen lässt, wie z.B. die immer wieder benannten „Hobbies“ wie Lesen oder Sport. Kinder stehen hingegen in dieser diskursiven Logik paradigmatisch für ein mit der Wissenschaft konkurrierendes Lebensprojekt. Während es offenkundig für Männer (u.a.) in der Wissenschaft durchaus legitim ist, Familie und Kinder als nebenbei zu betreibenden marginalen Bereich zu behandeln, scheint dies gerade im Fall von Frauen als gesellschaftlich nicht möglich.

Dabei erlangt in den Interviews regelmäßig der „Schein“ über das „Sein“ Deutungsmacht: So wird, zugespitzt formuliert, im Interview nicht das faktisch Gelebte, d.h. die bereits im Alltag von den Akteur_innen wahrgenommenen Praktiken der Vereinbarung von Wissenschaft und anderen Lebensbereichen, in den Vordergrund gestellt und als mögliche Lebensform der Wissenschaft normalisiert. Hingegen wiederholen die Befragten beständig und quasi entgegen der empirischen Erfahrung einen „Schein“ des „Lebens für die Wissenschaft“, der alles andere ausschließt. Inhaltlich wird Mutterschaft und Kinderbetreuung als herausragendes, abweichendes und unerwünschtes Merkmal von Frauen bedeutsam gemacht, dass nicht zum Ideal der Wissenschaftler-Lebensform passt. In diesem Sinne erhält die oben dargelegt *Präsenz-Regel* (vgl. 6.3) als Spielregel im wissenschaftlichen Feld eine sehr konkrete, geschlechterkonstituierende Einfärbung:

„dass also Kinder in der Wissenschaftskultur nach wie vor nicht als förderliches Element erlebt werden, **weil dann bist du ja nicht voll da und so weiter**. Also das gibt es sicher nach wie vor, auch bei uns im Haus, das ist überhaupt keine Frage.“ (WLB_25: 620-622).

Der Widerspruch zwischen dem, was es „auch bei uns im Haus“ gibt und dem, was prinzipiell unmöglich ist, zeigt sich hier in seiner auf Frauen bezogenen Variante, nämlich der allen konkreten Fällen enthobenen Generalauffassung, dass Frauen ein grundsätzliches Problem mit der Herstellung kontinuierlicher Präsenz haben bzw. biographisch bekommen würden, weswegen ein „Leben für die Wissenschaft“ im Fall von Frauen immer schon als potenzieller Krisenfall betrachtet wird.

Wie zu sehen war, handelt es sich beim Unvereinbarkeitsdiskurs jedoch um alles andere, als um einen leicht zu enttarnenden „Schein“, weswegen wir diesen Ausdruck nur mit Vorsicht benutzen. In seiner Wirkmächtigkeit organisiert er einerseits regelmäßig die Äußerungen der Akteur_innen und erscheint aufgrund der rekonstruierten Widersprüche weitreichender als bloße Rhetorik, sondern im vollen Sinne der Diskurstheorie eben als jene „Wahrheiten“ und präreflexiven Überzeugungen, an die

die Akteur_innen in ihrem tiefsten Innern glauben. Aber die mit dem Unvereinbarkeitsdiskurs verbundenen geschlechtshierarchischen Machtverhältnisse scheinen über das Sprechen hinaus auch, wie es die Foucaultsche Diskurstheorie schon auswies, „das Körperinnere“ zu „durchziehen“ (Foucault 1978), wenn sie, wie sich hier andeutet, die Affekte der Wissenschaftler_innen formen.

6.4.3. *Praktiken der Kompensationspräsenz*

Infolgedessen wird Kompensation von Abwesenheit aufgrund von Elternkarenz in die Verantwortlichkeit der individuell betroffenen Frauen gelegt – nicht nur von männlichen Befragten, sondern auch häufig von den befragten Frauen selbst. Dabei übernehmen die betroffenen Frauen aktiv die Verantwortung für die (vorgeblich) von ihnen verursachte „spezielle Situation“ und versuchen, diese mit einem Mehr an kontinuierlicher unbegrenzter Präsenz bzw. mit dahingehenden Signalen, unbegrenzt erreichbar zu sein, auszugleichen. In den Interviews wird dargestellt, wie die Wissenschaftlerinnen daran arbeiten, ihre Präsenz im wissenschaftlichen Betrieb aufrechtzuerhalten, indem sie etwa auch in der Karenzzeit an Institutsitzungen teilnehmen oder die Arbeit in die eigenen vier Wände holen, wie folgende Interviewpassage veranschaulicht:

„Ich bin im Prinzip auch jederzeit erreichbar, auch jetzt, weil ich weniger lokal da bin. [...] Also bei mir kommen meine Studenten, sie kennen alle mein Wohnzimmer bereits. Also ich komme da hin, oder manchmal sage ich: Kommt einfach schnell vorbei [...]. Ich bin ständig erreichbar, es hat jeder auch meine Handynummer, also ich kriege auch Anrufe.“ (WLB_19: 187-190)

In dieser Interviewpassage werden Praktiken der Kompensationspräsenz deutlich, das „Leben für die Wissenschaft“ wird dabei allerdings nicht in Frage gestellt und so einmal mehr als Referenzpunkt der Erzählungen der Akteur_innen im wissenschaftlichen Feld deutlich.

Die Bedeutung von Präsenz als zentrale „Spielregel“ im wissenschaftlichen Feld äußert sich im Zusammenhang mit als illegitim dargestellten Abwesenheiten wie Kinderbetreuung vor allem in der Befürchtung, diese Spielregel zu verletzen und damit nicht mehr als für die Wissenschaft lebende Wissenschaftler_in wahrgenommen zu werden: „Aus den Augen – aus dem Sinn“. Dadurch scheinen diese Kompensationspraktiken von zentraler Bedeutung zu sein. Dies lässt sich auch an den inhaltsanalytisch ausgewerteten Verbesserungswünschen ablesen: Denn in diesen Analysen tritt der Wunsch nach mehr und vielfältigeren Kinderbetreuungsmöglichkeiten deutlich hervor. Konkret werden zeitlich flexiblere (abends, stundenweise), an die Arbeitsrealitäten der Wissenschaftler_innen angepasste (Angebote in den Lehrveranstaltungsfreien Zeiten) und örtlich nähere (Betriebskindergärten am Campusgelände) Kinderbetreuungsangebote gewünscht.

Diese konkreten Wünsche entsprechen, wie bislang deutlich wurde, offenkundig sehr genau der im Unvereinbarkeitsdiskurs hergestellten wissenschaftlichen Arbeitsrealität und lassen sich als pragmatische Antworten auf diese verstehen. Sie lassen sich allerdings auch als Symptome des Unvereinbarkeitsdiskurses deuten, denn ihnen liegt der Anspruch zugrunde, den im Leitbild des „Lebens für die Wissenschaft“ geforderten Verfügbarkeitserwartungen zu entsprechen. Das bedeutet, an dieser Stelle anzusetzen ist zwar eine wichtige und notwendige Unterstützung, stellt die Annahme der Unvereinbarkeit aber selbst nicht in Frage. Denn der in der Auswertung feststellbare sehr starke Wunsch nach struktureller Unterstützung bei der Vereinbarung von Kind(ern) und Wissenschaft kann nicht losgelöst von dem beschriebenen Unvereinbarkeitsdiskurs gesehen werden, wenn die WLB von Wissenschaftler_innen nachhaltig verbessert werden soll. Allerdings wird in der inhaltsanalytischen Auswertung auch der Wunsch nach Maßnahmen zur Bewusstseinsbildung und Einstellungsverände-

rung zum Thema Wissenschaft und Kind(er) deutlich, sowie nach Akzeptanz und Anerkennung von Betreuungspflichten. Darüber hinaus wird die Notwendigkeit formuliert, eine akzeptierende und lösungsorientierte Kommunikationskultur zur Vereinbarkeit von Kind(ern) und Wissenschaft zu etablieren, im Rahmen derer dieses Thema produktiv besprechbar gemacht werden kann. Dies sollte laut den befragten Wissenschaftler_innen auf der Ebene der gesamten Universität, der einzelnen Institute und der konkreten Individuen (auch Vorgesetzte) verwirklicht werden. Neben den strukturellen Maßnahmen artikuliert sich darin also auch der Wunsch nach einer Veränderung der Organisationskultur.

6.4.4. Vereinbarkeitsdarstellungen

Zeitweilig scheinen im Datenmaterial auch Beispiele auf, in denen außer der Wissenschaft noch ein anderes Lebensprojekt als lohnenswert und wichtig formuliert wird. Folgende Passage weist darauf hin, dass es für die „Lebensform Wissenschaft“ auch eine „Welt da draußen“ geben kann. Dies wird zunächst ausschließlich auf die Frage des Kinder-Habens bezogen und auf diese Weise zwar in einer Form eingebracht, die Vereinbarkeit auf das Duo „Kinder und Karriere“ reduziert, doch immerhin dazu tendiert, sich der Wirkmächtigkeit des Unvereinbarkeitsdiskurses etwas zu entziehen. Zumindest zeigen sie, dass Vereinbarkeitserzählungen durchaus möglich sind.

„Also ich meine, man kann nicht generalisieren, das soll man auch nicht, aber so in Zusammenarbeit mit kinderlosen Kolleginnen und Kollegen und **Kolleginnen und Kollegen die Kinder haben, muss ich sagen, letztere eben haben eher vielleicht auch noch das Bewusstsein, dass es eine Welt da draußen gibt.** Und das ist manchmal nicht das schlechteste“ (WLB_24: 760-763)

Mit der Formulierung „Welt da draußen“ wird implizit ein elitäres Verständnis von Wissenschaft als „Elfenbeinturm“ aufgerufen und kritisiert, einer Wissenschaft, die abgehoben von den Problemen der realen Welt ihre eigene Welt und Relevanzsysteme erschafft. Werden Familie und Kindererziehung so in ein Gesamtbild eingeordnet, so erscheinen sie als notwendiges Korrektiv eines zur Selbstbezüglichkeit neigenden hochspezialisierten Wissenschaftssystems. Auch in dieser Variante artikuliert sich selbstverständlich die Wirkung des Unvereinbarkeitsdiskurses, der Kindererziehung nur als funktionales Element zur Verbesserung der Wissenschaft Legitimität zuerkennen kann. In ähnlicher Weise findet sich das auch in folgendem Zitat, das den Aspekt der Reproduktion der wissenschaftlichen Arbeitskraft, des Ausgleichs von den Forderungen wissenschaftlicher Tätigkeit und die Frage der Sinnstiftung in den Vordergrund stellt.

„**Ich möchte eine Familie haben und ich habe mir das wirklich, ohne, dass ich mir vielleicht gedacht habe, dass es mit der Karriere gleich gut weiter geht,** habe ich gesagt: Ich will lieber eine Familie und, wenn dann noch das dazu kommt, dass ich es schaffe, dann ok. **Und vielleicht war das auch der Motor für mich, also das ist, glaube ich, schon der Fall. Ich glaube, ich wäre ohne Familie jetzt gar nicht so erfolgreich, weil, mein Gott, dann hätte man auch nichts wofür man lebt.** Und man hat auch Abwechslung, also man hat auch vielleicht die Abwechslung, die notwendig ist damit **man kreativ bleibt.** Wie gesagt, wenn man Familie hat, dann in einem ganz anderen Leben steht, man muss sich einfach mit diesen Menschen auseinander setzen und kann **einmal wirklich abschalten. Und da tankt man auch auf**“ (WLB_08: 373-380)

Familie wird hier auch geradezu zum Erfolgsmotor wissenschaftlicher Karriere, da sie als Instanz der Sinnstiftung und letztlich so auch kreativitätsfördernd funktioniere. Insofern knüpfen alternative Darstellungen, in denen Vereinbarkeit als möglich gezeigt wird, immer auch an die grundsätzliche Logik des Feldes an und greifen auf deren Deutungsmuster zurück, um sich Legitimität zu verschaf-

fen. Sie sind daher als Versuche zu interpretieren, überwiegend diskursiv ausgeblendet und delegitimierte Lebensentwürfe einer Integration von Wissenschaft mit anderen Lebensbereichen mit Geltungsansprüchen auszustatten. Dass diese Geltungsansprüche wieder nur primär aus einer Zweckdienlichkeit für ein „Leben für die Wissenschaft“ bezogen werden können, zeigt, dass andere Entwürfe derzeit offenkundig nicht diskursivierbar sind. Im Sinne einer oben angesprochenen notwendigen Veränderung der Organisationskultur lässt sich hier auch der in der inhaltsanalytischen Auswertung zu Tage getretene Wunsch nach der Sichtbarmachung vielfältiger *role models* interpretieren. Dabei wäre es denkbar, dass nicht nur Vereinbarer_innen, sondern z.B. auch unterstützende Vorgesetzte als Vorbilder sichtbar gemacht werden. Der damit aus unserer Studie heraus artikulierte Bedarf zielt folglich in die Richtung einer *diskursiven Intervention*, die einen Beitrag dazu leisten können, hartnäckige Leitbilder allmählich aufzuweichen.

7. Resümee

Konfrontiert man aktuelle Konzepte von WLB mit der für das wissenschaftliche Feld konstitutiven Logik von Arbeitspraxis, so wird deutlich, dass die im WLB-Konzept angelegte Vorstellung eines ausgeglichenen, balancierten Verhältnisses von zwei getrennten Sphären, Arbeit und Leben, nicht recht passen will. Denn für die wissenschaftliche Arbeitspraxis ist die Vorstellung eines „Lebens für die Wissenschaft“ grundlegend, in welcher nahezu das gesamte Leben in der wissenschaftlichen Tätigkeit vollständig aufgeht. Mit diesem Leitbild ist die Normvorstellung verbunden, Wissenschaft sei der wesentliche Lebensinhalt und besitze gegenüber anderen Lebensbereichen absolute Priorität. Auf Basis dieser zentralen Grundvorstellung lässt sich der den einzelnen Bestandteilen der Wissenschaftspraxis eingeschriebene Sinn entschlüsseln.

Entgegen der in gängigen WLB-Konzepten üblichen Reduzierung von Arbeit auf Erwerbsarbeit, erweist sich *Arbeit* im wissenschaftlichen Feld als facettenreich. Drei Facetten sind rekonstruierbar: 1) „*Richtige Arbeit*“ bedeutet Forschung, besonders im Hinblick auf die im Feld bedeutende Währung des Publizierens. Der *performance record* wird in diesem Sinne zur Umrechnungstafel wissenschaftlicher Produktivität und spiegelt die Leistung in dieser Sphäre wieder – Lücken in CV und Publications Record werden damit nicht zufällig zur „Totzeit“. 2) *Arbeit* wird dahingehend mehrheitlich als Bürde eines sich stetig vergrößernden Aufwandes für die Administration (und teilweise als Lehrbelastung) dargestellt. Damit erhält diese Universitäts“arbeit“ im Material tendenziell den Stellenwert klassischer Erwerbsarbeit, die mit der „richtigen Arbeit“ (und damit mit dem „Leben für die Wissenschaft“) um Zeit und Ressourcen konkurriert. 3) Andere Lebensbereiche haben in den Darstellungen der Befragten kaum Platz. Mehr noch, sie werden bloß in der Negation, der *Nicht-Arbeit*, artikulierbar. Im „Leben für die Wissenschaft“ gerät das Leben außerhalb der Wissenschaft zur „Leerstelle“. Es hat allenfalls in abgeleiteter Form Daseinsberechtigung, etwa wenn es wissenschaftliche Leistungsfähigkeit fördert, ausgleicht oder wiederherstellt. Damit hat auch die in WLB-Konzepten angelegte erweiterte und offenere Begriffsfassung des Privatbereiches als „Leben“ keinen systematischen Platz in der Wissenschaft.

Zentrale Triebfeder für das Funktionieren des „Lebens für die Wissenschaft“ ist der Glaube daran, „die Wissenschaft vorantreiben“ zu können. Prekäre Bedingungen fordern diese *illusio* jedoch heraus. Sie führen dazu, dass die Akteur_innen verstärkt danach fragen, ob der „Lohn“ den Einsatz (noch) wert ist. Auf diese Weise bedroht die zunehmende Prekarisierung der wissenschaftlichen Arbeitsbedingungen in nicht zu unterschätzender Weise die für erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit erforderliche intrinsische Motivation. Sie ist es, die die „richtige Arbeit“ antreibt und erst eine über vertragliche Rahmengenheiten hinausgehende Leistungsbereitschaft erzeugt. Dahingehend lassen unsere Ergebnisse auch auf eine bisher unbeachtete Dimension von WLB schließen: Denn im Kontext prekärer Bedingungen wird deutlich, dass die emotionale Ebene für die Bewertung der eigenen WLB nicht unbedeutend ist. In Zusammenhang mit ungesicherten Arbeitsverhältnissen thematisieren die Befragten eine schlechte WLB, da fehlende Zukunftsperspektiven, Planungsunsicherheiten und Frustration nicht vor dem Privatleben Halt machen. Hier wünschen sich die Befragten zumindest eine offenere Thematisierung, um einen Zuwachs an Planungssicherheit gerade für den wissenschaftlichen Nachwuchs zu erzielen.

Eine zentrale Spielregel im wissenschaftlichen Feld ist ungebrochene Präsenz. Dabei ist mehr gemeint, als schlicht physisch anwesend zu sein. Es geht darum, wahrgenommen zu werden. Präsenz ist dabei kein Zustand, sondern eine Praxis der Präsenz-Performance, eine Sache also, für die Wissenschaftler_innen aktiv Sorge tragen müssen. Dies betrifft zum einen die Sorge für einen lückenlosen

Lebenslauf, der ununterbrochene wissenschaftliche Leistung dokumentiert, zum anderen die Selbstpräsentation in der *scientific community* z.B. auf Konferenzen. Außerdem geht es um das Präsenz-zeigen im alltäglichen Arbeitszusammenhang, durch tatsächliche physische Anwesenheit einerseits und kommunikationstechnisch gestützte, permanente Ko-Präsenz andererseits. Ständig zumindest per E-mail verfügbar zu sein wird zu einem zentralen Mittel, die Spielregel der kontinuierlichen Präsenz als Ausweis einer vollständigen Hingabe an die Wissenschaft einzuhalten. Damit erhält E-mail-Kommunikation allerdings in den Interviews auch einen ambivalenten Stellenwert zwischen Fluch und Segen, da die virtuelle Ko-Präsenz auch kippt, wenn es darum geht, immer schnell zu reagieren, Forschungsarbeit ständig zu unterbrechen und Zeit für E-Mails aufzuwenden, um eben nicht den Eindruck von Abwesenheit zu riskieren. Nicht zuletzt die für „Lücken“ in der Präsenz gewählte Todesmetaphorik veranschaulicht in kaum überbietbarer Weise den Kontrast zum „Leben für die Wissenschaft“.

Während andere Lebensbereiche (als Wissenschaft) in ihrer möglichen Vielfalt, wie dies mit dem WLB-Konzept angedacht war, in den Interviews mit Wissenschaftler_innen kaum zu Sprache kommen, besitzt der Lebensbereich Familie und Kindererziehung einen besonderen Stellenwert. Einerseits findet er eine deutliche Thematisierung. Man könnte sagen, WLB wird auf die Frage der Vereinbarkeit von Kindern und Karriere verkürzt und damit eben genau nicht in der mit dem Konzept verbundenen Offenheit und Breite gedacht. Andererseits betonen die Befragten fast durchgängig, Kinder und Wissenschaft seien unvereinbar. Allerdings erscheint diese Unvereinbarkeit als Thema nur dann in den Gesprächen, wenn es um Frauen in der Wissenschaft geht. Diesem hartnäckigen vergeschlechtlichten Unvereinbarkeitsdiskurs zufolge liegt eine Lebensführung, die beides erfolgreich verbindet, außerhalb des Denk- und Sagbaren. Mehr noch, die Vereinbarkeitsfrage in der Wissenschaft hat sich als Problem für Frauen diskursiv verfestigt, was daran abgelesen werden kann, dass diese Problematisierung beständig und über alle gegenteiligen Erfahrungen hinweg reproduziert wird. Die Wirkmächtigkeit des Diskurses wird v.a. in zahlreichen Argumentationsbrüchen in den Interviews deutlich, die zeigen, dass auch die Erfahrung gelungener Vereinbarung von Kindern und Karriere die Überzeugung, beides sei unvereinbar, nicht auszuhebeln vermag. D.h. der Diskurs über die Unvereinbarkeit begrenzt die Wahrnehmung und in weitere Folge auch die Möglichkeit, Lebensentwürfe selbstverständlich zu praktizieren. Seine Wirkmächtigkeit zeigt sich auch darin, dass er sich tief in die Affekte der Akteur_innen eingeschrieben hat.

Im Rahmen dieses Unvereinbarkeitsdiskurses finden wir folglich *vergeschlechtlichte* und wiederum *vergeschlechtlichende* Zuschreibungen: Wissenschaftlerinnen werden als Frauen im Sinne potenzieller Mütter problematisiert und stehen damit tendenziell unter „Generalverdacht“, es mit dem „Leben für die Wissenschaft“ nicht vollständig ernst zu meinen. Daher bedarf es von ihnen möglicherweise doppelter Anstrengungen in Sachen Präsenz-Performance. Umgekehrt wird ihnen auch ganz selbstverständlich die Verantwortung für Kinderbetreuung zugewiesen. Ohne dass Frauen also explizit vom Platz verwiesen werden, hat diese Vorstellung von der Unvereinbarkeit doch eine enorme gleichstellungspolitische Sprengkraft, da sie das Potenzial besitzt, das Verhältnis von Frau und Wissenschaft grundsätzlich im Sinne eines latenten Antagonismus zu fassen und auf ganz grundsätzlicher Ebene als Problemkonstellation zu behandeln.

Unvereinbarkeit steht in direkter Beziehung zur Schlüsselvorstellung vom „Leben für die Wissenschaft“ und stellt die geschlechterkonstituierende Variante dieser Vorstellung dar: Denn dem Leitbild zufolge kann neben der Wissenschaft nur jenes noch Platz finden, was sich eben auch wirklich nebenbei tun und jederzeit wieder lassen lässt. Die den Frauen zugeschriebenen (potenziellen) Kinder stehen hingegen in dieser diskursiven Logik paradigmatisch für ein mit der Wissenschaft konkurrie-

rendes Lebensprojekt. Während es offenkundig für Männer (u.a.) in der Wissenschaft durchaus legitim ist, Familie und Kinder als nebenbei zu betreibenden marginalen Bereich zu behandeln, scheint dies gerade im Fall von Frauen als gesellschaftlich nicht möglich, weswegen ein „Leben für die Wissenschaft“ im Fall von Frauen immer schon als potenzieller Krisenfall betrachtet wird. Für Wissenschaftlerinnen entsteht damit ein kaum auflösbares Zuschreibungsdilemma. Infolgedessen wird Kompensation von Abwesenheit aufgrund von Elternkarenz in die Verantwortlichkeit der individuell betroffenen Frauen gelegt, die versuchen, die (vorgeblich) von ihnen verursachte „spezielle Situation“ mit einem Mehr an Signalen, unbegrenzt erreichbar zu sein, auszugleichen.

Dies kommt auch im Wunsch nach mehr angepassten Kinderbetreuungsmöglichkeiten zum Ausdruck. Dieser Wunsch reflektiert das Spannungsfeld zwischen der pragmatischen Maßnahme, die Kinderbetreuung auf die Forderungen an ein „Leben für die Wissenschaft“ ganz real abzustimmen, und einer alternativen Strategie, den bestehenden Widerspruch aufzulösen. Diese Alternative zielt über bloße „Symptombekämpfung“ hinaus und strebt Veränderung auf der Ebene des herrschenden Leitbildes und seiner chancengleichheitsbedrohenden Vergeschlechtlichungen an.

8. Ausblick

Im verfügbaren Zeitrahmen des Projektes wurde die Priorität auf die Rekonstruktion der zentralen WLB-relevanten Grundlogik der Wissenschaft und ihrer chancengleichheitsbezogenen Probleme gerichtet. Weitere im Datenmaterial liegende Potenziale, die über das Dargelegte hinausweisende, spannende Differenzierungen und Querbezüge sichtbar machen könnten, sind daher vielversprechenden Anschlussauswertungen in der Zukunft vorbehalten. Wir möchten hier abschließend ein paar Linien für weiteren Erkenntnisgewinn aufzeigen:

- So erscheint es als besonders fruchtbar, weitere mögliche Differenzierungen entlang der epistemische Arbeitspraxis mit in die Analyse aufzunehmen, um so die nun vorliegenden Ergebnisse noch stärker zu differenzieren.
- Darüber hinaus ist es lohnenswert, die spezifischen Sichtweisen auf das wissenschaftliche Feld von verschiedenen Statusgruppen in den Blick zu nehmen, um so noch vielfältigere Differenzierungen produktiv nutzbar zu machen.
- In diesem Zusammenhang wären auch die in diesem Papier schlaglichtartig aufgezeigten Auswirkungen der zunehmend prekären Arbeitsbedingungen für die Organisation Universität breiter in den Blick zu nehmen.
- Aus geschlechtersoziologischer und gleichstellungspolitischer Sicht ist es unseres Erachtens notwendig, nicht nur die explizit von den Akteur_innen des Feldes getätigten Vergeschlechtlichungen zu rekonstruieren, wie wir es in dieser Studie gemacht haben, sondern den Fokus um implizite Vergeschlechtlichungen zu erweitern und so auch subtileren Formen von möglicher Diskriminierung auf die Spur zu kommen.
- Wie im Material im Hinblick auf die E-Mail-Kommunikation zu erkennen ist, spielen innerhalb der wissenschaftlichen Arbeitspraxis besonders die technischen Artefakte eine herausragende Rolle. Daher halten wir es für produktiv, der Bedeutung von bspw. Laptops, Tablets, Smartphones etc. für die wissenschaftliche Arbeit nachzugehen, was auch der praxistheoretischen Perspektive innovative Impulse zu geben verspricht.

9. Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2010): „Arbeit und Geschlecht - Perspektiven der Geschlechterforschung“. In: *Soziologische Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 141–155.
- Beaufaÿs, Sandra (2006): „Von Goldgräbern und Körperlosen : Mythos und Alltag wissenschaftlicher Lebensführung“. In: Buchmayr, Maria; Neissl, Julia (Hrsg.) *work-life-balance & Wissenschaft - ein Widerspruch?* Wien/Berlin: Lit Verlag S. 11–21.
- Beaufaÿs, Sandra; Kraiss, Beate (2005): „Doing Science - Doing Gender : Die Produktion von Wissenschaftlerinnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld“. In: *Feministische Studien*. 23 (1), S. 82–99.
- Becker-Schmidt, Regina (2010): „Doppelte Vergesellschaftung von Frauen: Divergenzen und Brückenschläge zwischen Privat- und Erwerbsleben“. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.) *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 65–74.
- Beer, Ursula (1990): *Geschlecht, Struktur, Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Binner, Kristina; Kubicek, Bettina; Weber, Lena (2010): „Geschlechterarrangements in den Entrepreneurial Universities. Ein Blick auf Disziplinen, Arbeits- und weitere Lebensverhältnisse“. In: *Feministische Studien*. (1), S. 71–84.
- Bourdieu, Pierre; Wacquant, Loïc J. D (2006): *Reflexive Anthropologie*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brück, Brigitte; Kahlert, Heike; Krüll, Marianne; Milz, Helga; Osterland, Astrid; Wegehaupt-Schneider, Ingeborg (1997): *Feministische Soziologie. Eine Einführung*. Frankfurt/M., New York: Campus.
- Buchmayr, Maria (2006): „Nachwuchs und Wissenschaft - ein Widerspruch?“. In: Buchmayr, Maria; Neissl, Julia (Hrsg.) *work-life-balance & Wissenschaft - ein Widerspruch?* Wien/Berlin: Lit Verlag S. 52–65.
- Buchmayr, Maria; Neissl, Julia (Hrsg.) (2006): *work-life-balance und Wissenschaft - ein Widerspruch*. Wien/Berlin: Lit Verlag.
- Dressel, Gert; Langreiter, Nikola (2002): „Nie Zeit, nie frei - Arbeit und Freizeit von WissenschaftlerInnen“. In: Gruber, Sabine; Löffler, Klara; Thien, Klaus (Hrsg.) *Bewegte Zeiten: Arbeit und Freizeit nach der Moderne*. München: Profil S. 119–136.
- Dressel, Gert; Langreiter, Nikola (2008): „Wissenschaftliches Arbeiten - schneller, höher, weiter? Zum (Un-)Verhältnis von Arbeit und Freizeit in den (Kultur-)Wissenschaften“. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*. 9 (1), S. Art. 38.
- Engler, Steffani (2000): „Zum Selbstverständnis von Professoren und der illusio des wissenschaftlichen Feldes“. In: Kraiss, Beate (Hrsg.) *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt am Main: Campus S. 121–151.
- Foucault, Michel (1991 [1970]): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/M.: Fischer.

- Foucault, Michel (1978): Die Machtverhältnisse durchziehen das Körperinnere. Ein Gespräch mit Lucette Finas. In: *Dispositive der Macht. Michel Foucault. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve S.104- 117.
- Glaser, Barney G.; Strauss, Anselm L. (1998): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Goffman, Erving (1956): „The Presentation of Self in Everyday Life“. Abgerufen am von <http://uncopy.net/wp-content/uploads/2013/04/goffman-selfeverydaylife.pdf>.
- Gottschall, Karin; Voß, G. Günter (2005): „Entgrenzung von Arbeit und Leben. Zur Einleitung.“. In: Gottschall, Karin; Voß, G. Günter (Hrsg.) *Entgrenzung von Arbeit und Leben : zum Wandel der Beziehung von Erwerbstätigkeit und Privatsphäre im Alltag*. München; Mering: Hampp S. 11–33.
- Hausen, Karin (1976): Polarisierung der Geschlechtscharaktere. In: Conze, Werner (Hrsg.) *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neuere Forschungen*. Stuttgart: Ernst Klett S. 363-393.
- Hirschauer, Stefan (2008): „Die Empiriegeladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis“. In: Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan; Lindemann, Gesa (Hrsg.) *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 165–189.
- Hochschild, Arlie Russell (2002): *Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet*. Opladen: Leske+Budrich.
- Janczyk, Stefanie (2009): *Arbeit und Leben: Eine spannungsreiche Ko-Konstitution. Zur Revision zeitgenössischer Konzepte der Arbeitsforschung*. Münster: Westfäl. Dampfboot.
- Jürgens, Kerstin (2010): „Arbeit und Leben“. In: Böhle, Fritz; Voß, G. Günter; Wachtler, Günther (Hrsg.) *Handbuch Arbeitssoziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 483–510.
- Klinger, Cornelia (2013): „Krise war immer...Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive“. In: Appelt, Erna; Aulenbacher, Brigitte; Wetterer, Angelika (Hrsg.) *Gesellschaft: feministische Krisendiagnosen*. Münster: Westfälisches Dampfboot S. 82–104.
- Krais, Beate (2000): „Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen“. In: Kraus, Beate (Hrsg.) *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*. Frankfurt/M.: Campus S. 31–54.
- Krais, Beate (2010): „Das wissenschaftliche Feld und die Ordnung der Geschlechter“. In: Leemann, Regula; Stutz, Heidi (Hrsg.) *Forschungsförderung aus Geschlechterperspektive. Zugang, Bedeutung und Wirkung in wissenschaftlichen Laufbahnen*. Zürich: Rüegger S. 19–38.
- Kratzer, Nick; Sauer, Dieter (2007): „Entgrenzte Arbeit — gefährdete Reproduktion. Genderfragen in der Arbeitsforschung“. In: Aulenbacher, Brigitte; Funder, Maria; Jacobsen, Heike; u. a. (Hrsg.) *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 235–249.

- Lohr, Karin (2003): „Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie?“. In: *Berliner Journal für Soziologie*. 13 (4), S. 511–529, doi: 10.1007/BF03204689.
- Mayring, Philipp (2010): *Qualitative Inhaltsanalyse : Grundlagen und Techniken*. 11. Aufl. Weinheim: Beltz.
- Mittelstrass, Jürgen (1982): *Wissenschaft als Lebensform: Reden über philosophische Orientierungen in Wissenschaft und Universität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Oechsle, Mechtild (2007): „Work-Life-Balance statt Vereinbarkeit? Diskursive Verschiebungen und veränderte Problemlagen“. In: Baer, Susanne; Lepperhoff, Julia (Hrsg.) *Gleichberechtigte Familien? Wissenschaftliche Diagnosen und politische Perspektiven*. Bielefeld: Kleine Verlag S. 129–142.
- Oechsle, Mechtild (2010): „Work-Life-Balance: Diskurse, Problemlagen, Forschungsperspektiven“. In: Becker, Ruth; Kortendiek, Beate (Hrsg.) *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 234–243.
- Paulitz, Tanja (2012): *Mann und Maschine : Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, 1850-1930*. Bielefeld: transcript.
- Reckwitz, Andreas (2003): „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive“. In: *Zeitschrift für Soziologie*. Jg. 32 (Heft 4), S. 282–301.
- Reckwitz, Andreas (2008): „Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation“. In: Kalthoff, Herbert; Hirschauer, Stefan; Lindemann, Gesa (Hrsg.) *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp S. 188–209.
- Rehbein, Boike (2011): *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. 2. Aufl. Konstanz: UVK.
- Schatzki, Theodore (1996): *Social Practices - A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Schmiede, Rudi; Schilcher, Christian (2010): „Arbeits- und Industriesoziologie“. In: Kneer, Georg; Schroer, Markus (Hrsg.) *Handbuch Spezielle Soziologien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 11–35.
- Voß, G. Günter (2007): „Subjektivierung von Arbeit und Arbeitskraft. Die Zukunft der Beruflichkeit und die Dimension Gender als Beispiel“. In: Aulenbacher, Brigitte; Funder, Maria; Jacobsen, Heike; u. a. (Hrsg.) *Arbeit und Geschlecht im Umbruch der modernen Gesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften S. 97–113.
- Witzel, Andreas (2000): „Das problemzentrierte Interview“. Abgerufen am 18.11.2013 von <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519>.